1,30 DM / Band 1
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis



Der schwarze Engel

von Jason Dark

Belgien F 24 / Frankr. F 3,20 / Italien L 600 / Luxemb. F 22 / Niederl. f 1,09 / Schweden kr 3,75 i.m. / Spanien P 60



Der schwarze Engel

Damona King Nr. 1

von Jason Dark

erschienen am 03.04.1979

Der schwarze Engel

Wütend jagte der erste Novembersturm über das schottische Hochland, peitschte mit seinen Windwogen die fast blattlosen Zweige der Bäume dem Boden entgegen, rüttelte an Türen und Fensterläden, heulte um Mauerecken und trieb die Menschen von der Straße. Dicke Wolkenberge führten hoch am Himmel ihre bizarren Tänze auf, waren regenschwer und wurden doch mit der Leichtigkeit von Federn weiter nach Osten getrieben. Der Sturm war der erste Vorbote des Winters. Die Luft roch schon nach Schnee, und bald würde das Land unter einem weißen Tuch versinken.

Die Menschen zogen sich zurück in ihre Häuser und Wohnungen, saßen im anheimelnden Licht kleiner Lampen und besannen sich wieder auf die alten Geschichten und Legenden. Da wurde von Geistern und Feen berichtet, von Vampiren und Werwölfen und von den blutigen Schlachten aus der Geschichte des Landes. Es gab zahlreiche unerklärliche Vorfälle. Die Sagen und Märchen waren vielfältig wie das Land selbst.

Das schottische Hochland steckte noch voller Geheimnisse. Wer wusste schon, was sich in den tiefen, bergkristallklaren Seen verbarg? Welche Rätsel die dunklen Wälder enthielten und welche Schrecken hinter uralten Schlossmauern hausten?

Trutzig standen die Burgen und Schlösser auf den oft kahlen Berghängen. Sie hatten die Jahrhunderte überdauert, trotzten den Unbillen einer rauen Natur und dem Vernichtungswillen der Menschen.

Geschlechter waren ausgestorben. Mord und Totschlag, Hass und Wahnsinn, spiegelten sich in der Historie dieser Schlösser und Burgen wider, und kaum einer der Lebenden wusste genau, was sich tatsächlich ereignet hatte. Zu vielfältig waren die Geschichten, zu unklar die Legenden und Sagen.

Dort wo die Gebirgskette der Grampin und Mountains mit seinen waldreichen Hängen und kahlen Bergspitzen am rauesten war, wo in den Gebirgstälern das Wasser der kristallklaren Seen vom Wind aufgepeitscht wurde, dort lag das Schloss der Kings.

James Fennimore King, ein englischer Industrieller, hatte es von seinen Vorfahren geerbt, war von London weggezogen und hatte sich mit seiner Frau Vanessa und seiner einzigen Tochter Damona im schottischen Hochland niedergelassen.

Gerade Vanessa hatte darum gebeten, dort zu leben. Kam sie doch selbst aus Rumänien, wo die Landschaft ähnlich war und die Menschen noch heute an die Macht der Geister glauben.

Das Schloss war ein Prunkstück. Es hatte ein Vermögen gekostet, es renovieren zu lassen, doch King griff tief in die Tasche, und er hatte es nicht bereut.

King’s Castle war ihm zur zweiten Heimat geworden.

Und es sollte auch für Damona eine Heimat werden. Sie war in den besten Internaten erzogen worden, hatte eine gute Ausbildung genossen und sich – wie ihre Lehrer sagten – zu einem wahrhaft intelligenten, sportlichen jungen Mädchen entwickelt.

An diesem ersten November wurde sie einundzwanzig Jahre alt.

Alles war für die Geburtstagsfeier vorbereitet. Sie sollte im kleinen Kreis begangen werden, denn an diesem Tag wollte James Fennimore King seiner Tochter ein großes Geheimnis anvertrauen, das er bisher wie seinen Augapfel gehütet hatte.

Nur Vanessa, seine Frau, wusste davon. Denn sie war schließlich eine der Hauptpersonen.

Die Feier sollte in der Bibliothek stattfinden. Während James F.

King durch den großen Raum schritt, schaute er sich um. Er sah das Feuer im Kamin, das hin und her tanzte und mit seiner würzigen Wärme den Raum ausfüllte. Er sah die bis zum Boden reichenden Fenster, deren geteilte Scheiben durch schwere Vorhänge verdeckt waren. Seine Blicke erfassten die alten, wuchtigen Möbel und den großen Tisch mit den gebogenen Beinen, der noch aus der Ritterzeit stammte.

Jetzt war der Tisch gedeckt. Sie wollten mit einem Festessen beginnen, das Henry, der Butler, servierte. Anschließend hatte der Mann dienstfrei. Die Kings wollten unter sich sein.

Bis auf das Prasseln der Flammen war es ruhig in dem großen Raum. James F. King hörte den Sturm um die zahlreichen Giebel und Ecken des Schlosses heulen, und wieder einmal spürte er etwas von der wilden Romantik, die ihm dieses Land und das Schloss vermittelten.

Vor einem großen Wandspiegel blieb er stehen.

Der Spiegel stammte aus dem achtzehnten Jahrhundert. Irgendein Vorfahr hatte ihn auf einem seiner Raubzüge erbeutet. Es war ein besonders prächtiges Stück. Die beiden Wandleuchten neben dem Spiegel ließen den kunstvoll geschnitzten Rahmen noch kostbarer erscheinen, als er in Wirklichkeit war. Die Fläche schimmerte matt.

Nicht so glanzvoll wie bei einem normalen Spiegel, sondern eher wie die Oberfläche eines Bergsees, wenn sie vom Wind leicht gekräuselt wurde.

James F. King betrachtete sich im Spiegel. Der Mann sah noch sehr gut aus für seine zweiundfünfzig Jahre. Das blonde Haar zeigte die ersten grauen Strähnen. Unter den buschigen Augenbrauen blickten zwei wache, graue Augen hervor, und der weiße, wohl gestutzte Oberlippenbart fiel in dem sonnenbraunen Gesicht besonders auf.

Wie angegossen saß der schwarze Smoking. Wer ihn sah, hielt James F. King für einen Gentleman der alten Schule.

Und das war er tatsächlich. Er hatte noch Manieren, etwas, das man in dieser Zeit nicht oft erlebte. James Fennimore King wusste, wie man eine Dame zu behandeln hatte. Er bewegte sich auf großen Gesellschaften, die die Queen gab, ebenso sicher wie auf dem Rennplatz von Ascot.

James F. King war ein Mann von Welt!

Seine ganze Liebe galt den beiden Frauen, die um ihn waren. Vor allen Dingen jedoch hing er an Damona, seiner Tochter. Sie bedeutete ihm alles, und sie war ein Ebenbild ihrer Mutter. Vanessa hatte damals, als er sie kennen lernte, ebenso ausgesehen.

An einem solchen Tag kamen die Gedanken an die Vergangenheit

ganz automatisch. Und die Vergangenheit sollte an diesem Abend auch auferstehen. Damona musste nun die Wahrheit erfahren, die man einundzwanzig Jahre lang vor ihr verborgen gehalten hatte.

Ein Klopfen unterbrach James Kings Gedanken.

Der Industrielle wandte sich der Tür zu. »Ja bitte?«

Lautlos betrat Henry, der Butler, den Raum. Henry war die treue Seele im Hause der Kings. James hatte ihn aus London mitgebracht.

Henry trug eine gestreifte Weste, ein gestärktes weißes Hemd und eine Schleife unter dem Kragen. Die Bügelfalten seiner dunklen Hose waren so scharf, dass man Angst haben konnte, sich daran zu verletzen. Er stand da, als hätte er einen Spazierstock verschluckt. In Henry paarten sich die Tradition und die Überheblichkeit der typisch englischen Butler.

In seinem hageren Gesicht, das von einer Charakternase geteilt wurde, verzog sich keine Miene, als er meldete: »Mylady ist unterwegs zum Dinner, Sir!«

James F. King lächelte. »Ich danke Ihnen, Henry.«

Der Butler deutete eine Verbeugung an und öffnete dann die Tür, um Vanessa King in die Bibliothek treten zu lassen. Als sie die Schwelle überschritten hatte, zog er sich lautlos zurück.

James F. King ging seiner Frau entgegen. In seinen Augen blitzte es, als er die strahlende, voll erblühte Schönheit anschaute. Trotz ihrer nun fünfundvierzig Jahre sah Vanessa um zehn Jahre jünger aus.

Sie besaß die gleiche schwarze Haarfülle wie ihre Tochter. Das Gesicht mit den hoch stehenden Wangenknochen zeigte nur an den Augen winzige Fältchen. Der Mund war voll und reif. Die Lippen schimmerten verführerisch.

Das dunkle schwarze Kleid reichte bis zum Boden und wurde an den wohl gerundeten nackten Schultern nur von zwei dünnen Trägern gehalten. Den schlanken Hals schmückte eine kostbare Perlenkette, und der hochkarätige Diamantring am Finger der rechten Hand blitzte auf, als der Widerschein des Kaminfeuers ihn traf.

»Meine Liebe«, sagte James F. King und zog seine Frau in die Arme.

Sie lehnte sich an ihn, und ihre Wangen berührten sich. Dann schob James F. King seine Gattin zurück. Er schaute ihr in die dunklen Augen, die wie überreife Kirschen wirkten. Und er sah den feuchten Schimmer darin, in dem die Pupillen verschwammen.

James F. King runzelte die Stirn. »Du hast geweint?«, fragte er leise.

Vanessa nickte.

»Und warum? Heute ist ein Freudentag. Nicht nur für Damona, sondern auch für uns.«

Vanessa King schüttelte den Kopf. »Nein, James«, erwiderte sie leise. »Für uns ist heute kein Freudentag.«

»Ich verstehe dich nicht, meine Liebe.«

»Dann will ich es dir erklären.« Vanessa ging einige Schritte zur Seite und betrachtete im Spiegel ihr Ebenbild. »Ich hatte mich vorhin etwas hingelegt«, erzählte sie. »Eigentlich wollte ich gar nicht einschlafen, aber dann fielen mir doch die Augen zu. Plötzlich hatte ich einen Traum. Ich sah uns, dich und Damona. Und ich sah die zwei Männer. Sie kamen ins Schloss und hatten Waffen bei sich.«

»Weiter!«, forderte James King, als er merkte, dass seine Frau zögerte.

»Es waren schlechte Menschen. Sie töteten uns. Dich und mich!«

Jetzt war es heraus.

James F. King erschrak nicht. Er schüttelte den Kopf. »Aber das ist doch Unsinn, Vanessa. Ich meine… wann soll das denn geschehen?«, fragte er plötzlich.

»Heute, James. Heute Nacht!«

***

Tief atmete James F. King ein. Er ließ ein, zwei Sekunden verstreichen, ehe er antwortete.

»Du… du hast doch Damona nichts von deinem Traum erzählt?«

»Nein. Ich wollte sie nicht beunruhigen.«

»Außerdem hätte sie gelacht«, sagte James King.

»Noch, Darling, noch. Aber wenn sie erst einmal gehört hat, wer sie in Wirklichkeit ist und welches Blut durch ihre Adern fließt, wird sie vieles mit anderen Augen ansehen.«

Nachdenklich strich sich James King mit dem Zeigefinger über den Nasenrücken. »Ich frage mich langsam, ob es gut sein wird, wenn wir ihr die volle Wahrheit erzählen.«

Vanessa zuckte herum. »Doch, James, wir müssen es. Denk daran, was ich dir gesagt habe. Wir beide werden sterben.«

»Aber du hast doch nur geträumt.«

Die schwarzhaarige Frau lächelte spöttisch. »Hast du jemals erlebt, James, dass meine Träume so unrealistisch waren?«

»Nein, das nicht, aber…«

»Kein Aber, James. Jeder meiner Träume ist bisher in Erfüllung gegangen. Du weißt, wen du geheiratet hast.«

»Aber auch du kannst dich irren, Vanessa.«

»Ich ja. Aber nicht der Traum.«

James King schüttelte den Kopf. »Nein, nein, daran glaube ich einfach nicht. Daran will ich nicht glauben. Wer sollte uns hier töten wollen?«

»Vergiss nicht, dass ich aus alter Zeit noch immer Feinde habe.«

»Die denken doch gar nicht daran.«

»Hast du eine Ahnung.«

James F. King trocknete sich mit einem blütenweißen Tuch den

Schweiß von der Stirn. »Und was machen wir jetzt? Wie verhalten wir uns Damona gegenüber?«

»Völlig normal, James.«

»Das wird mir verflixt schwer fallen.«

Vanessa legte ihrem Mann beide Hände auf die Schultern. »Reiß dich zusammen, James. Tu mir den Gefallen. Und… vielleicht hast du Recht. Vielleicht habe ich mich diesmal tatsächlich geirrt.«

»Nicht nur vielleicht, sondern auf jeden Fall.«

Vanessa küsste ihren Mann auf die Lippen. »Okay, Liebster, ich habe mich geirrt. Belassen wir es dabei.« Sie sprach die Sätze leichthin aus. In Wirklichkeit aber war sie vom Gegenteil überzeugt.

Doch sie wollte ihrem Mann die letzten Stunden nicht vergrämen.

Gemeinsam würden sie in den Tod gehen. Der Traum hatte sie gewarnt. Und Damona, ihre Tochter, würde ein schweres Erbe übernehmen, eine Bürde, unter der sie entweder zusammenbrach und die sie dazu benutzte, um für die Sache der Menschen und des Guten zu kämpfen.

Die Entscheidung war nicht leicht. Wahrhaftig nicht…

Zwanzig Uhr. Um diese Zeit wollte die Familie King mit dem Festdinner beginnen.

Es klopfte, und Henry, der Butler, meldete Damona King.

»Wir lassen bitten«, sagte Lady King.

Und dann kam Damona in die Bibliothek. Sie stürzte förmlich in den Raum. Ihr weißes weit geschnittenes Kleid umwehte die prächtig gewachsene Figur wie eine Fahne.

»Hallo, Dad, hallo, Ma!«, rief sie und fiel zuerst ihrem Vater um den Hals, als hätte sie ihn wochenlang nicht gesehen.

Sie ist wie ich, dachte Vanessa, die ihre Tochter beobachtete. Wie damals…

Fest drückte James F. King seine Tochter an sich. »Darling«, rief er, »mein Sonnenschein.«

Damona machte sich lachend frei. »Was ist denn in dich gefahren, Dad? Du bist ja wie ausgewechselt.«

James F. King schmunzelte. »Schließlich hast du heute Geburtstag, Prinzessin.«

»Ja, und auf den habe ich mich gefreut.«

James F. King nahm die Hände seiner Tochter. »Komm, lass dich anschauen. Mein Gott, wenn ich dich ansehe, glaube ich immer, deine Mutter vor mir zu haben.«

»Ich freue mich, wenn ich so schön bin wie Ma.« Damona warf ihrer Mutter eine Kusshand zu, und Vanessa lächelte.

Schwarz wie das Gefieder eines Raben war Damonas langes, bis auf die Schultern fallendes Haar. Ihr Gesicht war von einer formvollendeten Ebenmäßigkeit. Die etwas hoch stehenden

Wangenknochen verrieten den slawischen Einschlag. Die Lippen glänzten in einem natürlichen Rot, sodass der Mund zum Küssen einlud. Unter den geschwungenen Brauen zogen zwei dunkle Augen die Männerblicke an. Die Nase war klein und hatte einen leichten Schwung nach oben. Stets zeigte Damonas Haut eine gewisse Naturbräune, für die andere Menschen extra ein Solarium aufsuchten. Damonas Körper besaß die Schlankheit eines jungen sportlichen Mädchens.

Die Taille besaß Idealmaße, und die langen schlanken Beine waren formvollendet gewachsen. Damona hatte einen festen, vielleicht etwas zu großen Busen, aber der tat ihrer Figur beileibe keinen Abbruch. Insgesamt gesehen war sie eine Frau, die zahlreiche Filmschönheiten in den Schatten stellte.

»Genug gesehen?«, lachte sie ihren Vater an.

»Eigentlich nicht«, erwiderte James King. »Doch der Mann, der dich einmal zur Frau bekommt, kann sich glücklich schätzen.«

Damona schüttelte den Kopf, und ihre schwarzen Haare flogen.

»Vorerst werde ich nicht heiraten und euch noch einige Jahre auf den Wecker fallen. Ich möchte studieren, reisen und alles machen.«

Sie lachte perlend, war herrlich unbeschwert in ihrer jugendlichen Unbekümmertheit.

Damona sah nicht die traurigen Blicke ihrer Mutter. Das alles wird wohl nicht der Fall sein, dachte Vanessa King. Du wirst auf vieles verzichten müssen, Mädchen, wenn du mein Erbe antreten willst.

Noch behielt sie ihre Gedanken für sich.

Henry kam und zündete die Kerzen auf dem Tisch an. Sie steckten in silbernen Leuchtern.

Dann bat der Diener zu Tisch.

Er rückte zuerst den Damen die hochlehnigen Stühle zurecht, dann dem Herrn des Hauses.

»Ich darf dann servieren?«, fragte er.

»Wir bitten darum«, sagte James F. King.

»Himmel, habe ich einen Hunger!«, rief Damona. »Ich habe extra einen Tag gefastet, so sehr freue ich mich auf dieses Essen.« Sie beugte sich etwas zur Seite, damit sie ihren Vater ansehen konnte, und wechselte das Thema. »Was bekomme ich denn von euch geschenkt?«, fragte sie neugierig.

»Wir werden das Geheimnis nach dem Essen lüften.«

»Schade.«

»Solange wirst du dich noch gedulden müssen«, sagte ihre Mutter.

»Dafür ist es auch etwas Besonderes.«

»Ihr könnt es auch spannend machen«, sagte Damona. »Ah, da kommt schon die Vorspeise.«

Henry trug auf. Es gab Rehpastete mit einer leichten Soße dazu.

Die Kings speisten. Damona hatte wirklich Hunger. Sie aß ihren Teller leer, während Vanessa etwas stehen ließ.

»Was ist? Schmeckt es dir nicht?«, fragte Damona.

»Doch. Aber ich habe nicht den rechten Hunger.«

»Selbst schuld, Ma.«

Von der Hummersuppe nahm Vanessa ebenfalls nichts. Damona jedoch ließ nichts übrig, während ihr Vater ebenfalls auf die Suppe verzichtete.

Als Hauptgericht gab es Filet Wellington, eines von Damonas Lieblingsgerichten. Dazu wurde zartes Gemüse gereicht und Strohkartoffeln.

Ihre Eltern freuten sich, dass es Damona so schmeckte, und bei den flambierten Schattenmorellen zum Nachtisch sagte sie auch nicht nein.

Danach zogen sich die Kings zurück. Sie nahmen in der Sitzecke am Kamin Platz. Damona versank fast in dem hochlehnigen Sessel.

Und immer noch war sie gespannt auf ihr Geschenk.

»Nun sagt schon, was es ist«, bettelte sie.

Henry servierte den Mokka.

»Wir brauchen Sie dann nicht mehr«, sagte James F. King.

»Sehr wohl, Sir!«

Henry räumte ab und verschwand mit einem Gute-Nacht-Gruß.

Die Kings waren allein.

James zündete sich eine Brasil an. »Bitte, Vanessa«, sagte er. »Jetzt ist der Zeitpunkt endlich gekommen, um ihr alles zu sagen.«

»Möchtest du den ersten Teil nicht übernehmen, James?«

Der Schlossbesitzer blies den Rauch gegen die mit dunklem Holz getäfelte Decke. Dann nickte er und sagte: »Gut.«

Damonas Blicke flogen hin und her. »Was macht ihr eigentlich für ein Geheimnis, ihr beiden? Ist etwas?«

»Ja«, erwiderte ihr Vater mit ernster Stimme. »Du bist endlich alt genug, um alles zu erfahren. Du sollst wissen, wer deine Mutter war und woher sie stammt. Außerdem sollst du erfahren, wie wir uns kennen gelernt haben und unter welch dramatischen Umständen dies alles geschah.«

Damona runzelte die Stirn. »Hört sich ja alles sehr geheimnisvoll an«, sagte sie.

»Es ist auch geheimnisvoll«, erwiderte James King, lehnte sich zurück und begann mit seinem Bericht.

Schon nach wenigen Sätzen wurde Damona von seiner plastischen Erzählung so gefangen, dass sie das Gefühl hatte, alles, was sich in der Vergangenheit abgespielt hatte, selbst zu erleben…

***

Es gab Menschen, die behaupteten, er stünde mit dem Teufel im Bunde. Andere wiederum sagten, er wäre der Teufel persönlich.

Wieder andere hielten ihn für einen Hexer und Dämonen. Manche sogar für einen Vampir.

Tatsache war, dass Brodkin von allem etwas an sich hatte. Seine Herkunft gab er nie preis, aber schon vor dreißig Jahren war er durch die Dörfer Rumäniens gezogen und hatte es sich zum Lebensinhalt gemacht, Dämonen und Geister aufzuspüren.

Ja, er war ein Hexer.

Aber er kämpfte nicht für eine gerechte Sache, sondern für den, der ihm am meisten bot. Einem reichen Adeligen hatte er einmal sein Vermögen weggenommen, weil er herausgefunden hatte, dass sich der Adelige bei Vollmond in einer Werwolf verwandelte.

Dadurch war Brodkin zu einem gemachten Mann geworden. Zu reich für gewisse Stellen der Regierung. Man legte ihm nahe, sich ins Ausland abzusetzen. Das hatte er auch getan, war nach Frankreich emigriert, lebte in den Vogesen und verdiente sein Geld als Hellseher.

Nie aber ließ er sein großes Ziel aus den Augen.

Und das Ziel hieß Vanessa King!

Er konnte nicht vergessen, dass sie ihn damals verschmäht hatte.

Und Brodkin schwor Rache. Die Zeit arbeitete für ihn. Mit Akribie und einer unendlich erscheinenden Geduld hatte er alles gesammelt, was über Vanessa und ihren Mann bekannt wurde. Er wusste von den Transaktionen des Industriellen James King und wusste auch, dass Vanessa eine Tochter hatte, Damona mit Namen.

Sie sollte ebenfalls unter seiner Rache leiden. Er wollte nicht nur Vanessa töten, sondern das gesamte Geschlecht.

Daten, Fakten, Hintergründe – er hatte alles gesammelt und wusste genau, wann Damona ihren einundzwanzigsten Geburtstag feierte. Brodkin wollte als höllischer Ehrengast erscheinen, und das Fest sollte mit einem Blutbad enden.

Helfer hatte er gefunden.

Da war einmal Jacques Ruminski, ein ehemaliger Fremdenlegionär, der den Teufel selbst umarmt hätte, wenn er den nötigen Sold dafür bekam. Ruminski war ein Schlächter, ein Mann ohne Gefühl.

Und so sah er auch äußerlich aus. Ein grobes Gesicht, lange fettige Haare und ein Körper, der selbst in einem Catchring aufgefallen wäre. Jacques Ruminski war eine lebende Mordmaschine.

Der zweite Typ hieß One-Eye-Jackson. Er kam aus Australien und hatte in der Tat nur ein Auge. Auch er hatte in der Legion gedient.

In Indochina hatte ihm eine Kugel das linke Auge zerfetzt. Da er keine Schönheit war und kaum eine Frau bekommen würde, war er auf alles scharf, was nur einen Rock trug. Und One-Eye-Jackson war verdammt nicht zimperlich. Er schleppte einiges an Übergewicht mit

sich herum. Die fetten Jahre nach der Legion hatten ihn satt gemacht, allerdings nicht so satt, dass er auf hunderttausend Dollar verzichten wollte.

Denn diese Summe bekamen er und sein Kumpan für die Morde!

Am Loch Ness hatten sich die beiden mit ihrem Boss getroffen.

Brodkin hatte ihnen die Hälfte als Vorschuss gezahlt. Nachdem der erste Teil abgewickelt war, saßen sie in einer verräucherten Gaststube zusammen und sprachen über die Zukunft.

Am Himmel türmten sich dicke Wolken. Obwohl es hoher Mittag war, kam die Sonne nicht durch. Die Oberfläche des Loch Ness schimmerte wie altes Blei.

Vor dem Gasthaus parkte der schwarze Rolls-Royce. Er gehörte Brodkin, und mit diesem Wagen wollte er in den nächsten zwei Stunden aufbrechen, um zum Schloss zu fahren.

Auf dunklen Wegen hatte sich Brodkin einen Grundriss des Schlosses beschafft. Noch einmal ging er alle Einzelheiten mit den beiden Männern durch. Seine stahlharten Blicke fraßen sich an dem Grundriss fest. »Ihr wisst also Bescheid. Wir gehen durch den Keller, anschließend die Treppe hoch und sind schon in der Bibliothek. Das alles muss so leise wie möglich über die Bühne laufen. Was ihr hinterher macht, ist egal. Da könnt ihr ballern wie verrückt, doch zuvor keinen Laut. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?«

Die beiden ehemaligen Legionäre nickten.

Brodkin war zufrieden. Er rieb sich die knochigen Hände. Endlich würde sich seine Rache erfüllen. Jahrelang hatte er gewartet, aber nun entkam ihm das verdammte Weib nicht mehr. Niemand sonst hatte es gewagt, ihm einen Korb zu geben.

Schwarz wie seine Kleidung war auch der Tabak der Zigarette. Er rauchte nur die starken Stäbchen, drehte sie sich selbst und ließ den Tabak extra aus Übersee kommen. Er trug einen schwarzen Anzug, der in seinem Schnitt längst aus der Mode gekommen war. Das graue Haar hing ihm bis über die Ohren. Die Blicke flackerten unstet, und seine Wangen waren so einfallen, dass die Knochen scharf und kantig hervortraten. Die wimpernlosen Augen lagen tief in den Höhlen, sie wirkten wie kleine Glasperlen. Sein Blick war zwingend, und zwar so, dass sich der Gesprächspartner automatisch unterlegen fühlte, wenn er mit Brodkin redete.

Ja, Brodkin hatte Macht über die Menschen. Nur bei einer hatte er bisher versagt.

Deshalb seine Rache.

Immer, wenn er daran dachte, stieg die heiße Wut in ihm hoch.

Aber sie würde dafür büßen!

Um Punkt Mitternacht sollte Vanessa King sterben! Danach ihr Mann und die Tochter.

One-Eye-Jackson trank scharfen selbst gebrannten Schnaps. Er hatte extra einige Flaschen mitgenommen. Er brauchte das Zeug. Er kam erst in Form, wenn er eine halbe Flasche von dem Sprit intus hatte.

Jacques Ruminski kippte Wein. Er konnte den billigen Roten literweise trinken. Seine Leber musste längst den Geist aufgegeben haben, aber das kümmerte Ruminski nicht. Er soff weiter.

In Schottland allerdings bekam er keinen Wein, und so musste er mit Whisky vorlieb nehmen, was ihm gar nicht schmeckte.

Brodkin verlangte die Rechnung. Er zahlte schweigend und gab seinen Leuten ein Zeichen, aufzustehen.

Hintereinander verließen sie den Gastraum. Sie achteten dabei nicht auf den jungen braunhaarigen Mann, der an einem Tisch in der Ecke saß und ihnen nachdenkliche Blicke hinterherwarf.

Als der Rolls draußen abfuhr, hatte es der Mann plötzlich sehr eilig zu zahlen…

***

Vergangenheit

Man schrieb das Jahr 1955. Ich war damals noch jung, dachte im Traum nicht ans Heiraten und wollte nur die Welt sehen. Ein schlimmer Krieg lag hinter uns. Ich hatte mich in einer Studienarbeit mit dem Thema Zweiter Weltkrieg befasst und wollte nun die Stätte auch mal mit eigenen Augen sehen, über die ich geschrieben hatte.

Mein Vater war einverstanden, doch finanziell unterstützte er mich nicht, obwohl er es gekonnt hätte. Ich musste mich also allein durchschlagen, das heißt, nicht allein. Mein Freund Dennis Draker war noch mit von der Partie. Dennis, ein Spaßvogel, immer zu Streichen aufgelegt und ein Mann, auf den ich mich verlassen konnte.

Dennis und ich streiften also durch Europa. Ich weiß noch genau, wie wir damals an die rumänische Grenze kamen. Wir hatten uns einen alten Ford geliehen und kamen aus Jugoslawien. Wir fuhren immer dicht an der Donau entlang, die ja ins Schwarze Meer mündet und entlang der rumänischen Grenze fließt.

Und die Donau brachte Dennis auf eine Idee.

»Wir fahren nach Rumänien!«, rief er plötzlich.

Ich drehte den Kopf. »Du bist verrückt!«

»Nein, James.« Er schlug sich auf die Knie. »Rumänien. Da müssen wir einfach hin. Wir sind ganz in der Nähe der Grenze, und Transsylvanien ist auch nicht mehr weit. Du weißt doch, dieses Land hat Geschichte. Blutige Geschichte«, flüsterte er. »Denk nur an Vlad Dracula, den Pfähler. In jeder Ecke lauern da Grauen und Abenteuer. In den Dörfern hängen sie nachts Knoblauch vor ihre Fenster, um sich vor Vampiren zu schützen. Na, wie ist es?«

Mein Freund Dennis hatte eine wirklich überzeugende und

begeisternde Art, einem die Sache schmackhaft zu machen. Er konnte sich regelrecht in eine Idee hineinsteigern. Dabei machte Dennis vom Äußeren her eher einen schüchternen Eindruck.

Er war ziemlich groß, hatte strohblondes Haar und dies zu einer Bürste geschnitten. In seinem Gesicht gab es Hunderte von Sommersprossen. Er selbst verglich es immer mit einem Sternenhimmel.

Dennis lachte viel. Er gewann jeder Situation eine optimistische Seite ab, und er konnte sich für eine Sache begeistern.

Wie für Rumänien.

»Dracula, ich sehe ihn schon vor mir«, flüsterte er. »Wie er in seinem langen schwarzen Mantel dasteht und Jagd auf Jungfrauen macht.«

Ich musste grinsen. »Dann bist du ja auch ein Vampir.«

Dennis schaute mich mit seinen himmelblauen Augen an.

»Wieso?«

»Machst du keine Jagd auf Jungfrauen?«

Er lachte und schlug mir auf die Schultern. »Du bist Masse, James. Dennis Draker als Vampir, wenn das keine Schau ist.«

»Okay, du hast mich überzeugt«, sagte ich und startete den alten Ford. »Wir schlagen den Weg zur Grenze ein.«

Dennis rieb sich die Hände.

Ich hoffte nur, dass man uns rüberließ. Wir waren Amerikaner, und Rumänien gehörte zum Ostblock. Aber nach Jugoslawien waren wir auch hereingekommen, und unser Optimismus kannte damals keine Grenzen. Dennis sagte immer: »Nur der Himmel ist unsere Grenze!«

Wir fuhren weiter. Es war früher Morgen. Im Osten schälten sich aus dem Dunst die wildromantischen Berggipfel der Karpaten. Das war Transsylvanien, das Land, um das sich zahlreiche Sagen und Legenden rankten.

Etwas komisch war mir schon zumute, obwohl ich die alten Geschichten nie ernst genommen hatte.

Wir mussten über die Donau. Die Fluten spülten gegen die Träger einer alten Holzbrücke. Die Jugoslawen ließen uns ohne Schwierigkeiten passieren, obwohl ich beim Anblick der schwer bewaffneten Soldaten ein mulmiges Gefühl bekam.

Unser Ford war der einzige Wagen, der über die rohen Brückenbohlen rumpelte. Flankiert wurden wir von Eselskarren und Fußgängern. Die Gesichter der Menschen waren verbittert. Die Augen blickten scheu. Frauen hatten Tücher um ihre gesenkten Köpfe geschlungen.

Auf dem Fluss trieben einige Lastkähne. Ich sah aber auch Militärboote am Ufer festgeleint.

Die östliche Seite der Donau gehörte schon zu Rumänien. Der nächste Ort hinter der Brücke hieß Bazias. Dort wollten wir Rast machen und

etwas essen.

Dennis hatte die Seitenscheibe heruntergekurbelt und schaute aus dem Fenster.

»Mann«, sagte er, »wenn ich da an die Donau denke, die durch Wien fließt. Kaum zu glauben, dass es sich hier um den gleichen Fluss handelt.«

Dennis hatte Recht. Wir waren vor drei Wochen noch in Wien gewesen, hatten wie ein Schwamm das Wasser die Kultur in uns aufgesogen, bevor wir unseren Balkantrip unternahmen. Dennis begann das Lied von der schönen blauen Donau zu summen, bis ihn die harte Stimme eines Grenzsoldaten unterbrach.

Und dann ging es los. Zwei Amerikaner an einem verlassenen Grenzort. Wenn das kein Misstrauen erregte.

Sie nahmen den Wagen fast auseinander, suchten und suchten.

Selbst unsere Visa konnten sie nicht beruhigen. Die Soldaten wollten etwas finden.

Nach zwei Stunden gaben sie auf. Selbst Dennis stand kurz vor der Explosion. Die Einheimischen warfen uns hämische Blicke zu.

Ich konnte es ihnen nicht einmal verdenken.

Schließlich ließ man uns fahren. Dennis wollte sich noch mit einem besonders netten Gruß verabschieden, doch ich hielt ihn zurück.

»Lass es sein, sonst nageln sie uns noch fest.«

»Okay.«

Wie immer sprang der Ford erst beim zweiten Mal an, und dann rollten wir über die Schlaglochstrecke im 10-Meilen-Tempo der Ortschaft entgegen.

Der Weg durchteilte Felder und Wiesen. Wir sahen alte Ställe und baufällige Scheunen. Auch eine Kaserne geriet in unser Blickfeld.

Auf ihrem Dach knatterte die rumänische Flagge im Morgenwind.

Der Grenzort Bazias war an Traurigkeit kaum mehr zu überbieten.

Es gab eine breitere Straße, die etwa mit der Main Street in den mittelamerikanischen Städten zu vergleichen war. Windschiefe und baufällige Häuser klebten im Zentrum des Ortes wie Streichholzschachteln aneinander. Aus manchen Kaminen stieg ein schmaler Rauchstreifen, und als wir den Marktplatz erreichten, sahen wir auch ein Gasthaus. Wohl das Einzige in diesem Ort.

Wir parkten den Ford vor der Tür. Einen Gehsteig gab es nicht.

Wenn es regnete, verwandelte sich die Straße in ein regelrechtes Schlammloch.

»Wo sind wir denn hier gelandet?«, fragte Dennis.

»Am Ende der Welt. Aber du wolltest ja nach Rumänien«, erwiderte ich sarkastisch.

Er lachte wieder und deutete auf einen Durchgang zwischen zwei Häusern. »Sieh dir nur die Berge der Karpaten an. Man muss einer

Sache auch mal etwas Gutes abgewinnen.«

»Ich bin eben nicht so romantisch.«

Er schlug mir auf die Schulter. »Steig aus, wir haben noch nicht gefrühstückt.«

Wir verließen unseren Ford. Ein paar Kinder kamen herangelaufen und bestaunten unseren Wagen. Ich schaute in große, dunkle Augen und lächelte. Mein Lächeln wurde erwidert.

Dann aber waren wir vergessen. Und ich sah auch den Grund.

Von Osten her rumpelte ein Planwagen in den Ort. Er wurde von zwei Pferden gezogen. Auf dem Bock saß ein rothaariger Mann mit abstehenden Ohren und einem Körper wie ein Gorilla. Der Kerl war ungeheuer stark. Mit ihm wollte ich keinen Streit bekommen.

Die Kinder liefen dem Wagen entgegen und rannten dann neben ihm her, bis er dem Gasthaus gegenüber stehen blieb.

Er stand so, dass er uns die Breitseite zuwandte. Auf die Plane war etwas gemalt worden.

Ich verstand ein paar Brocken Rumänisch und entzifferte die Zeichen.

BRODKIN – HEXER, MAGIER UND ILLUSIONIST! Der Mann, der selbst den Teufel reizt.

Ich murmelte die Sätze vor mich hin und lachte dabei.

»Ein Gaukler«, sagte Dennis, »dass es so etwas noch gibt.«

»Ich komme mir vor wie im letzten Jahrhundert.«

Dennis schob sich ein Kaugummi zwischen die prächtigen Zähne.

»Da, jetzt steigt er aus.«

An der Rückseite wurde die Plane zurückgeschlagen, und ein Mann verließ den Wagen.

Elastisch sprang er vom Brett. Er trug einen dunklen Anzug und einen Zylinder auf dem Kopf. In der rechten Hand hielt er einen Stab mit weißem Knauf.

Seine Blicke wanderten über den Platz. Sie trafen auch mich. Ich hatte das Gefühl, als würde er mich länger anschauen, und ich erschauerte unter dem grausamen Ausdruck der Augen.

Schon damals wurde mir klar, dass Brodkin und ich Feinde waren.

Darin konnte ich mich nicht täuschen.

Dann wandte er sich um. Die Kinder blieben in respektvollem Abstand stehen. Brodkin sagte etwas zu dem Mann auf dem Bock. Der nickte und sprang auf den Boden. Unter dem Bodenbrett des Planwagens holte er zwei Futtersäcke hervor und band sie den Pferden um.

»Hattest du nicht Hunger?«, fragte mich Dennis.

»Ja, natürlich!« Ich stand noch immer unter dem Eindruck des Magiers. Dieser Mann erschien mir verdammt gefährlich.

Dennis Draker ging schon vor. Die alte Eichentür des Gasthauses quietschte. In den Angeln, als er sie aufzog. Dann betraten wir die

Gaststätte.

Der Geruch von sauerer Milch schlug uns entgegen. Eine alte Frau fegte mit einem Reisigbesen den Lehmboden. Als sie uns sah, hielt sie in ihrer Arbeit inne und rief einen Namen.

Aus einem Durchlass trat ein Mann. Er ging gebeugt, trug ein ehemals weißes Hemd, eine fleckige Weste darüber und ausgebeulte Hosen. Seine Füße steckten in Holzlatschen.

Dennis Draker grüßte freundlich, und der Mann – wohl der Wirt – nickte. Das Misstrauen in seinen Augen schwand allerdings nicht.

Ich versuchte es in der Heimatsprache. Es reichte, dass ich fragen konnte, was es zu essen gab.

Jetzt hellte sich die Miene des Mannes auf. Er hatte wohl lange keine Gäste mehr gehabt.

Er sprach ein paar Sätze, ich verstand nicht einmal die Hälfte, nickte aber und bedeutete Dennis, Platz zu nehmen.

Es gab nur Bänke, die an der Wand standen. Die Holztische waren ebenso klobig wie die schweren Balken, die die Decke abstützten.

Die Frau begann wieder zu fegen, und Dennis steckte sich eine Zigarette an.

»Nette Kneipe«, meinte er.

»Besser als gar nichts.«

Er stieß den Rauch aus. »Ob es wohl in diesem Kaff so etwas wie eine Tankstelle gibt?«

»Glaube ich nicht.«

»Und wo willst du tanken?«

Ich lächelte überlegen. »Wenn wir ein paar Münzen zusätzlich geben, kriegen wir von den Soldaten bestimmt Sprit.«

»Wenn ich dich nicht hätte«, meinte Dennis.

Der Wirt brachte uns etwas zu trinken. Zwei Wassergläser waren bis zur Hälfte mit einer klaren Flüssigkeit gefüllt. Ich roch daran und verzog das Gesicht.

»Was ist?«, fragte Dennis.

»Schnaps. Selbstgebrannter.«

»Dann hinein damit!«, rief mein Freund, setzte das Glas an und leerte die Hälfte.

Ich hielt mich etwas zurück. Und das war mein Glück.

Das Zeug muss eine Mischung aus Salzsäure und Chillipfeffer sein. Kaum hatte Dennis den Schnaps heruntergekippt, riss er den Mund auf, schnappte wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft, würgte und keuchte und lief rot an.

Der Wirt grinste, während ich vorsichtig probierte. Schon bei einem kleinen Schluck hatte ich das Gefühl, meine Zunge würde in Flammen stehen. Wie musste es dann erst dem guten Dennis ergehen. Der Wirt stand neben dem Tisch und nickte zufrieden.

Ich schlug meinem Freund auf die Schulter. Zum ersten Mal, seitdem wir uns kannten, sah ich ihn sprachlos.

»Da ist noch was im Glas«, sagte ich grinsend.

Dennis keuchte. »Mensch… also … ich … oohhh … das Zeug würde ich nicht einmal meiner Schwiegermutter geben. Himmel, Sack und Wolkenbruch, ich glaube, ich steh im Wald.«

Der Wirt verzog sich lachend.

Ich trank den Schnaps langsam. So konnte man ihn genießen.

Dann kam das Essen. Als Vorspeise bekamen wir eine Suppe. Irgendeine Flüssigkeit, in der Kohlblätter schwammen. Sie schmeckte besser, als sie aussah.

Brot und Schafskäse gab es danach. Der Wirt stellte uns auch einen Teller mit gehackten Zwiebeln und einige Knoblauchzehen auf den Tisch. An Schafskäse hatte ich mich in der Zwischenzeit gewöhnt.

Auf unserer Fahrt hatten wir ihn schon oft bekommen. Er schmeckte gut. Dazu tranken wir Ziegenmilch. Sie war fett und roch meines Erachtens noch nach Stall.

Wir zahlten in Dollar.

Als ich dem Wirt zwei Dollarscheine gab, bekam er große Augen, machte zig Verbeugungen und brachte uns selbst gekelterten Wein.

Er war zwar für meinen Gaumen etwas zu sauer, löschte aber den Durst.

Dennis Draker fühlte sich schon wieder in Form. »Hier könnte ich bleiben«, sagte er und streckte seine langen Beine aus.

Da wurde die Tür geöffnet.

Wie auf ein geheimes Kommando hin wandten wir unsere Köpfe.

Der Hexer Brodkin betrat die Schänke.

Er blieb an der Tür stehen, schaute sich um, und aus den Augenwinkeln sah ich, dass sich der Wirt bekreuzigte. Auch ich hatte ein komisches Gefühl.

Nach einigen Sekunden ging der Hexer ein paar Schritte zur Seite und machte seinem Begleiter Platz, dem rothaarigen Mann, der auf dem Bock gesessen hatte.

Aber nicht nur er betrat den Raum, sondern auch ein Mädchen!

Unwillkürlich setzte ich mich gerade. Es traf mich wie ein Schock, und ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen.

Das Mädchen war eine Wucht!

Obwohl es barfuß lief und in Lumpen gehüllt war, strahlte es doch einen Reiz aus, wie ich ihn zuvor bei einer Frau noch nie erlebt hatte.

Meine Blicke konnten sich kaum von den langen schwarzen Haaren, dem ebenmäßigen Gesicht, den dunklen Augen und der biegsamen Figur lösen.

Der Anblick hatte mich verzaubert.

Brodkin musste wohl gemerkt haben, was mit mir los war, denn er

zog die Kleine roh zur Seite. Dann sagte er etwas zu seinem Begleiter, und der ging mit dem Mädchen quer durch die Gaststätte, um in einer entfernten Ecke Platz zu nehmen.

Der Hexer aber kam auf uns zu. Vor unserem Tisch blieb er stehen.

Ich spürte förmlich die Drohung, die von diesem Mann ausging, und es lief mir kalt den Rücken hinunter.

Dennis war da anders. »Ist was, Mister?«, fragte er lässig.

Brodkin sprach einigermaßen Englisch. »Ich habe gesehen, wie ihr Freund meine Vanessa angestarrt hat. Er soll seine Blicke im Zaum halten, sonst ergeht es ihm schlecht.« Seine strichdünnen Lippen verzogen sich, und aus seinen Augen blitzte mir die Feindschaft entgegen.

Dennis blieb da gelassen. »Wieso?«, grinste er. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Kleine mit einem Scheusal, wie Sie es sind, verheiratet ist.«

Brodkin überging die Beleidigung. Vielleicht hatte er Dennis auch nicht verstanden. Er sagte nur: »Sie gehört mir!« Dann machte er kehrt und setzte sich dorthin, wo auch Vanessa und der Rothaarige Platz genommen hatten.

Vanessa hieß sie.

Welch ein Name. Ich ließ jeden einzelnen Buchstaben auf der Zunge zergehen und beugte mich zur Seite, um an dem Pfeiler vorbeizusehen und einen Blick auf sie zu werfen.

Auch sie schaute sich um. Ein unsichtbares Band begann, sich zwischen uns zu formen, und ich glaubte in ihren Augen eine Bereitschaft zu lesen, die man nur mit dem Ausdruck Liebe umschreiben konnte.

Dennis stieß mich an. »Du hast gehört, was er gesagt hat. Lass die Finger von ihr.«

Ich sah meinem Freund ins Gesicht. »Niemals, Dennis. Niemals werde ich die Finger von ihr lassen. Sie bedeutet mir viel, und ich bin ihr auch nicht gleichgültig. Ich werde sie aus den Klauen dieses Brodkin befreien, das schwöre ich dir.«

Dennis Draker schaute mich nur an.

***

Gegenwart

Wenn der Mond es einmal schaffte, sein Licht durch die kurz aufgerissene Wolkendecke zu streuen, so beleuchtete er auch das auf der Kuppe eines Hügels liegende Schloss der Kings.

Es lag dort wie eine Trutzburg, schien für die Ewigkeit gebaut worden zu sein und wirkte mit seinen dicken, hohen Mauern wie eine uneinnehmbare Festung.

Doch Brodkin wollte sie knacken. Er hatte nicht umsonst den

Abschaum um sich versammelt. Jacques Ruminski galt als Sprengstoffexperte. Wenn sie es nicht auf normalem Weg schafften, in das Schloss zu gelangen, würden sie es mit Gewalt versuchen.

Der Rolls-Royce war ein rollendes Pulverfass.

Aber man war misstrauisch geworden. Der braunhaarige junge Mann hatte sich auf Brodkins Fersen geheftet, und das nicht erst seit gestern. Mike Hunter war Detektiv einer großen Versicherung.

Brodkin hatte den Konzern um einige hunderttausend Dollar betrogen, und so etwas lässt niemand auf sich sitzen.

Mike Hunter, Spezialist für heiße Fälle, war auf Brodkin angesetzt worden. Und ihm schien es, als wäre er auf einen neuen Fall gestoßen. Denn dass Brodkin und seine beiden Begleiter etwas vorhatten, das stand außer Zweifel.

In der Gaststätte war ihm einiges zu Ohren gekommen. Mike Hunter brauchte nur die Polizei anzurufen, um die Gangster verhaften zu lassen. Es lag ein internationaler Haftbefehl gegen Brodkin vor. Aber Hunter wollte warten und noch mehr Beweise sammeln.

Eine stundenlange Fahrt durch das schottische Hochland lag hinter ihm. Es war gar nicht einfach gewesen, dem Gangsterwagen zu folgen. Auf den meist einspurigen, schmalen Straßen herrschte so gut wie kaum Betrieb, und jeder Verfolger war bereits auf drei Meilen gegen den Wind auszumachen.

Jetzt war die Dunkelheit hereingebrochen, und sie hatten die Nähe eines Schlosses erreicht.

Für Mike Hunter gab es keinen Zweifel, dass das Schloss das Ziel der Gangster war.

Soweit Mike das in der Dunkelheit erkennen konnte, lag es in einer malerischen Umgebung. Umgeben von dunklen Wäldern, die die Kuppen der Hügel bedeckten, wirkte es wie ein Relikt aus dem Märchen. Mike Hunter hatte seinen Rover in eine Schneise gefahren.

Der Wagen stand so, dass die Schnauze in Richtung Straße zeigte.

Jetzt holte Mike sein Nachtglas hervor. Er drehte an der Scharfeinstellung und holte sich so das Schloss handnah heran. Ohne Glas sah es aus, als würde das Gebäude in völliger Dunkelheit liegen.

Doch jetzt sah Mike den schwachen Lichtschimmer hinter einigen Fenstern. Die Vorhänge filterten doch nicht die gesamte Lichtfülle.

Der Detektiv ließ das Glas sinken. Nachdenklich strich er sich über die hohe Stirn. Er war beunruhigt, wusste nicht, wer hinter diesen Mauern wohnte und was die drei Kerle mit den Menschen vorhatten. Eingeladen waren sie bestimmt nicht.

Aber wenn die Typen sich aufmachten, um dem Schloss einen unangemeldeten Besuch abzustatten, wollte Mike am Ball sein. Das nahm er sich felsenfest vor.

Mike Hunter war kein ängstlicher Typ. Im Gegenteil. Er hatte schon

einige Schlachten hinter sich. Bei Versicherungsbetrügern ging es oft um Millionensummen, und dass da nicht mit Glacehandschuhen gekämpft wurde, lag auf der Hand.

Manche Narbe an seinem kräftigen Körper zeugte von Mikes Einsätzen. Aber trotz des harten Jobs hatte er sein Lächeln nicht verloren. Mike Hunter wirkte immer wie ein großer Junge. Die braunen Augen konnten oft verträumt schauen, aber auch einen stahlharten Glanz bekommen. Vielleicht war sein Kinn eine Idee zu eckig und die Nase ein wenig zu sehr gekrümmt, aber gerade dies mochten die Frauen. Es gab Mike – wie sie immer sagten – eine betont männliche Note. Hunter konnte sich seiner Haut wehren. Eine superharte Ausbildung hatte ihn fit gemacht. Nicht nur körperlich, sondern auch geistig, denn wenn jemand asiatische Kampfsportarten ausübte, dann musste er auch die psychische Einstellung dazu mitbringen.

Brodkin und seine beiden Kumpane hatten ihre protzigen Rolls am Straßenrand geparkt. Sie blockierten damit die Fahrbahn, aber um diese Zeit würde sowieso kaum ein Fahrzeug vorbeikommen.

Mike Hunter fragte sich, aus welchem Grund die Männer abwarteten. Wollten Sie erst abwarten, bis sich die Bewohner des Schlosses zur Ruhe gelegt hatten?

Aber wer waren die Besitzer?

Hunter war völlig ahnungslos. Er kannte weder den Namen des Schlosses noch den der Menschen, die in dem Gebäude wohnten.

Aber irgendwie müssen sie mit Brodkin zu tun haben. Irgendeine Verbindung musste da bestehen. Der Versicherungsdetektiv zermarterte sich das Gedächtnis darüber, was er von Brodkin wusste, aber er fand einfach keinen Bezug zu Schottland.

»Dann lassen wir uns eben überraschen«, murmelte er.

Er spürte das Verlangen nach einer Zigarette und zündete sich ein Stäbchen an. Unterschätzen wollte er die Männer keineswegs. Schon vom Äußeren her sahen sie aus, als könnten sie keinen Spaß vertragen. Diese Leute waren kalt bis in den letzten Winkel ihrer Seele hinein.

Wenn sie zum Schloss fuhren, musste Mike sie sehen. Es gab nur einen Weg, der in Serpentinen zum Gebäude hochführte. Aber Mike war auch darauf neugierig, was die Männer in der Zwischenzeit machten. Saßen sie nur im Wagen oder war vielleicht einer zurückgeblieben?

Der Detektiv wollte es genau wissen, drückte seine Zigarette aus und verließ den Wagen.

Die Kühle nach der Heizungswärme des Wagens ließ ihn frösteln.

Über ihm rauschte der Nachtwind in den Bäumen. Tiere raschelten im Unterholz, Mikes Füße sanken in dem feuchten Grund des Bodens

ein.

Unter seiner linken Achsel spürte er den beruhigenden Druck des Cobra-Colts. Wenn es hart auf hart kam, dann würde er sich schon zu wehren wissen. Mike war da ziemlich optimistisch.

Er erreichte die Straße, schritt aber links der Fahrbahn im Graben weiter und hielt sich geduckt.

Wie ein dunkler klobiger Felsblock hob sich der schwere Rolls von der Straße ab. Keine Bewegung war hinter den Scheiben zu sehen.

Soeben fegte der Wind wieder ein paar Wolken zur Seite, und das fahle Licht geisterte über das Land.

Mike wollte unbedingt einen Blick in den Wagen werfen. Deshalb musste er über die Fahrbahn. Einige Minuten beobachtete nur, dann huschte er über die Straße.

Lautlos und in zwei langen Sätzen.

Jetzt hatte er den Wagen vor sich.

Und einen Mann hinter sich.

»Heb die Arme und sei ruhig!«, hörte er eine harte Stimme. Gleichzeitig spürte er einen bekannten Druck im Rücken.

Eine Revolvermündung.

Mike versteifte sich. Er hätte sich selbst in den Hintern treten können, nicht er hatte auf die Gangster gelauert, sondern sie auf ihn. Sie hatten ihn hereingelegt.

Wie einen Anfänger…

»Bist du schon einmal von einer MPi-Garbe perforiert worden?«, fragte der Kerl zischend. »Ich gebe dir noch drei Sekunden, Mann, wenn du dann nicht sauber bist, harkt meine Freundin aus Stahl los.«

Mike Hunter resignierte vorerst. Mit spitzen Fingern zog er seinen Revolver hervor und ließ ihn ins Gras fallen.

»Dreh dich um!«, klang der Befehl auf.

Mike gehorchte.

Vor ihm stand der Kerl mit den langen fettigen Haaren. Mike wusste, dass er von Brodkin Jacques genannt worden war.

Blitzschnell stieß Ruminski den MPi-Lauf vor. Mike fühlte den wütenden Schmerz durch seinen Körper rasen, ging in die Knie und schnappte nach Luft.

Ruminski aber lachte roh. »Ein kleiner Vorgeschmack von dem, was dich noch alles erwartet!«

Er trieb Mike Hunter hoch und dirigierte ihn zum Wagen. Vorn und hinten schwangen zwei Türen auf.

Brodkin und One-Eye-Jackson verließen den Rolls. Die Blicke, mit denen sie Mike Hunter musterten, ließen nur einen Schluss zu.

Sie wollten seinen Tod.

Brodkin hatte einen Mantel übergezogen. Er reichte ihm bis zu den Waden. Im Reversausschnitt glänzte ein heller Seidenschal. Der

Rumäne versenkte beide Hände in den Manteltaschen. Kalt schaute er Mike Hunter an.

One-Eye-Jackson hatte den Versicherungsdetektiv gepackt. Mit seinen kräftigen Fäusten hielt er beide Arme umklammert. Mike hatte dabei das Gefühl, in zwei Schraubstöcke geraten zu sein.

Brodkin tippte Hunter mit dem Finger gegen die Brust. »Irgendwoher kennen wir uns«, sagte er in seinem harten Englisch. »In Frankreich sind Sie mir bereits ein paar Mal aufgefallen, und dass ich Sie jetzt hier in dieser gottverlassenen Gegend in Schottland treffe, stimmte mich doch bedenklich. Was wollen Sie?«

Als Mike keine Antwort gab, sagte Brodkin: »Okay, durchsucht ihn!«

Jacques Ruminski klaubte Mikes Brieftasche hervor. Er klappte sie auf und reichte sie seinem Boss rüber.

Brodkin zog mit seinen Wurstfingern zwei Ausweise hervor. Der Erste war ein harmloser Führerschein, doch der zweite Ausweis entlockte dem Rumänen einen Pfiff.

»Sieh an«, sagte er, »ein Schnüffler!«

»Bulle?«, schnappte Ruminski.

»Nein, ein Privater. Versicherung. Transworld Insurance. Ziemlich großer Laden. Nicht gerade meine Freunde, die Burschen.« Brodkin senkte den Kopf. Doch im nächsten Augenblick fuhr sein rechter Arm hoch, und die Brieftasche klatschte in Mikes Gesicht.

Hunter zuckte mit keiner Wimper.

»Du Dreckskerl!«, zischte Brodkin. »Hast geglaubt, dass du mich reinlegen kannst, wie? Aber so haben wir nicht gewettet, Schnüffler. Deine Laufbahn ist beendet.«

»Soll ich ihn umlegen?«, hechelte One-Eye-Jackson.

»Sicher.«

Der Killer hob die MPi. »Jetzt sofort?«

»Nein, erst wenn wir die andere Sache hinter uns haben. Der Bursche soll mir noch etwas erzählen, bevor er krepiert. Und er wird singen.« Brodkin kicherte böse. Er wandte sich direkt an Mike Hunter. »Hast du schon erlebt, wie es ist, wenn One-Eye-Jackson jemanden zum Reden bringt?«

Mike presste die Lippen zusammen. Er konnte sich vorstellen, wie das zuging. Dieser One-Eye-Jackson sah nicht nur aus wie ein Folterknecht, er war auch einer.

Brodkin nahm sich die Zeit und malte Mike in allen Farben aus, was One-Eye-Jackson mit ihm anstellen würde. Dann schaute der Rumäne auf die Uhr.

»Es wird Zeit«, sagte er. »Verschnürt ihn!«

Ruminski trat Mike die Beine weg. Als Hunter auf dem Boden lag, war One-Eye-Jackson schon über ihm. Mit dem rechten Auge starrte er den Detektiv an. Mike glaubte in dem Blick tödlichen Hass zu lesen.

Ruminski hielt schon die Fesseln bereit.
Hand- und Fußgelenke wurden gebunden. Zart gingen sie nicht gerade mit Mike Hunter um. Als er sich kaum noch rühren konnte, schleppten sie ihn zu einem Baum und banden ihn dort zusätzlich noch am Stamm fest. Dann stopften sie ihm ein Taschentuch in den Mund.
Grinsend traten die Männer zurück. Brodkin begutachtete die Fesseln noch einmal und nickte zufrieden.
»Vertreibe dir die Zeit, bis wir wiederkommen«, sagte er höhnisch, gab seinen Männern einen Wink, und die drei schritten davon.
Mike starrte ihnen nach. Sie schlugen den Weg zum Schloss ein.
Schon bald hatte die Nacht die drei Todesboten verschluckt…

***

Vergangenheit

Obwohl wir längst gesättigt waren, blieben wir sitzen.
Ich konnte meine Blicke einfach nicht von der Frau wenden.
Dennis Draker stieß mich mehrmals an. »Wir müssen weiter«, sagte er, »außerdem brauchen wir Sprit.«
Ich war sauer, dass er mich aus meinen Träumen gerissen hatte.
Wütend blitzte ich ihn an. »Dann hole du doch das verdammte Benzin!«
»Okay, James. Mach ich auch.« Er stand auf. »Ich habe kein Geld mehr.«
Ich gab ihm ein paar Scheine. Er grinste. »Wie gesagt, es kann teuer werden.«
»Schon gut.«
Dennis Draker verschwand.
Brodkin schaute ihm nach. Er flüsterte dem Rothaarigen etwas zu.
Der stand auf, ging zum Fenster und schaute durch die schmutzige Scheibe. Als der Wagen abfuhr, kehrte er wieder zu seinem Chef zurück.
Der Wirt kam und erkundigte sich, ob ich noch etwas trinken wollte. Ich bestellte Wein. Als er kam, leerte ich das Glas zur Hälfte.
Ich war nervös wie selten. Noch nie hatte mich der Anblick eines Mädchens so getroffen. Immer, wenn ich sie sah, schlug mein Herz schneller. Manchmal begegnete mir auch Brodkins Blick. Der Hexer grinste jedes Mal böse, wenn er mich anschaute. Er wollte wohl damit sagen: Die bekommst du nicht!
Aber da hatte er sich getäuscht.
Längst hatten er, der Rothaarige und das Mädchen zu essen. Ich hörte das Schmatzen des Rothaarigen bis zu meinem Platz. Der Mann aß wie ein Tier.
Mir fiel auf, dass sich der Wirt nie in der Nähe des Hexers aufhielt.

Bevor er etwas servierte, schlug er immer ein Kreuzzeichen. Ich wusste, wie abergläubisch die Menschen hier noch waren, und ein Gaukler wie Brodkin musste einfach in ihren Augen mit dem Teufel im Bunde stehen.

Dennis Draker kam und kam nicht zurück. Ich wurde nervös.

Wenn dieser Brodkin nun weiterfuhr, und Dennis noch nicht wieder da war, dann war ich der Gelackmeierte.

Dann zahlte der Gaukler.

Er warf drei Geldstücke auf den Tisch, stand auf, und der Rothaarige erhob sich ebenfalls. Er packte das Mädchen am Arm und zog es hoch. Mir selbst tat dieser Griff weh. Am liebsten hätte ich den Kerl verprügelt, aber ich beherrschte mich.

Sie schritten auf die Tür zu.

Bevor sie nach draußen gingen, warf mir Vanessa – so schien es mir jedenfalls – einen flehenden Blick zu. Einen Blick, den ich nie vergessen würde. In ihm lag all die Angst, Hilflosigkeit und Qual, die sie empfand.

Ich sprang auf und ballte die Hände.

Der Wirt kam zu mir. »Nicht«, sagte er. »Es lohnt sich nicht, für dieses Mädchen zu kämpfen.«

Ich fuhr herum. »Und weshalb nicht?«

Der Wirt schaute mich aus großen Augen an und senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Ja wissen Sie das denn nicht?«

»Woher denn? Ich bin fremd hier.«

»Das Mädchen ist – eine Hexe!«

Jetzt war es heraus, und der Wirt nickte bedeutungsvoll.

Ich aber lachte. »Unsinn. Es gibt keine Hexen. Das haben Sie sich nur ausgedacht.«

Der Wirt hob beide Hände. »Nein, nein. Sie ist wirklich eine, die hexen kann. Es sind schlimme Dinge geschehen, wenn sie in der Nähe ist. Sie macht das Vieh krank. Gute Ehemänner werden zu Bestien und schlagen sich wegen ihr.«

Ich grinste herablassend. »So etwas soll es öfter geben, dass Männer sich um ein hübsches Mädchen prügeln. Deshalb muss Vanessa keine Hexe sein.«

»Bei ihr ist es anders.«

Ich schob den Wirt zur Seite und ging zum Fenster. Ich wollte mir Gewissheit verschaffen, ob Brodkin abfuhr.

»Jetzt hat sie ihn auch verhext«, hörte ich den Wirt hinter mir sagen.

Ich lachte. »Ja, sie hat mich verhext, aber nicht so, wie Sie denken, mein Lieber.« Durch das Fenster sah ich wirklich nicht viel. Ich öffnete die Tür und schaute nach draußen.

Brodkin fuhr ab!

Der Rothaarige saß bereits auf dem Bock und knallte mit der

Peitsche. Die Pferde schüttelten die Köpfe und trotteten los. Die Radlager quietschten, und die Räder rumpelten über den harten Boden.

Fest war die Plane des Wagens zugezogen. Ich konnte keinen Blick in das Innere erhaschen.

Und ausgerechnet jetzt war Dennis mit dem Ford nicht greifbar.

Verdammt. Ich lief zurück in den Gastraum.

»Wo fahren sie hin?«, fuhr ich den Wirt an.

»Nach Kölöczy.«

»Was ist das?«

»Ein Dorf in den Karpaten. Vanessa stammt von dort. Und dort soll sie auch sterben.«

Mich trafen die Worte wie eine Eisdusche. »Was soll sie dort?«

»Sterben!«

Meine Hand schnellte vor, bekam das Hemd des Wirtes zu packen und drehte es herum. Ich zog den Mann zu mir heran. »Und das sagst du so einfach?«, zischte ich. »Sterben soll sie? Warum, zum Teufel? Warum will man dieses junge Leben auslöschen?« Ich stieß ihn von mir, dass er gegen die Wand krachte.

Der Wirt holte ein paar Mal tief Luft. »Weil sie eine verdammte Hexe ist!«, schrie er. »Deshalb soll sie sterben. Brodkin ist ein Hexenjäger. Er wird sie auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Er wird…«

»Hör auf!«, schrie ich und presste die Hände gegen die Ohren.

»Hör auf, verdammt.«

Die Tür flog auf. »Was ist denn hier los?«, ertönte Dennis Drakers Stimme.

Ich wirbelte herum. »Verbrennen!«, brüllte ich außer mir vor Zorn.

»Man will sie verbrennen!«

»Ich verstehe kein Wort!« Dennis hob die Schultern und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

Ich umfasste seine Schultern. »Wir müssen sie retten. Rasch!«

»Wen denn?« Dennis schaute an mir vorbei und sah den Wirt an.

»Er meint Vanessa«, klärte der Wirt meinen Freund auf.

Dennis senkte den Kopf. »Jetzt verstehe ich alles. Stimmt das auch?«

»Und ob das stimmt«, rief ich. »In diesem verdammten Land ist alles möglich. Auf den Scheiterhaufen soll sie. Sind wir denn im Mittelalter?«

»Und wo soll das geschehen?«, fragte Dennis.

»In einem Nachbardorf, soviel ich weiß. Den Namen habe ich vergessen. Er ist kaum auszusprechen.«

Der Wirt kam mir zu Hilfe. »In Kölöczy.«

»Richtig«, sagte ich.

Dennis trank mein Glas leer. »Ich kann es einfach nicht glauben«, murmelte er. »Man verbrennt doch keine Menschen mehr. Nicht in der

heutigen Zeit.«

»Aber sie ist eine Hexe«, warf der Wirt »Nein!«, schrie ich. »Sie ist keine!«

Der Wirt zuckte zusammen und sagte nichts mehr.

Ich war ziemlich durcheinander. Unsterblich hatte ich mich in das Mädchen Vanessa verliebt. Und jetzt sollte es auf dem Scheiterhaufen enden, weil es angeblich eine Hexe war? Nie und nimmer würde ich das zulassen, und wenn ich dabei selbst mein Leben verlor.

Dennis Draker dachte praktischer. Mit allen fünf Fingern fuhr er sich über seine Haarbürste. Dennis war zwar ein Abenteurer wie ich, aber kein Träumer. Er dachte durchaus praktisch. Seine nächste Frage bewies dies. »Wann soll die Hinrichtung stattfinden?«

»Am heutigen Abend«, erwiderte der Wirt.

»Und wie weit ist das Dorf entfernt?«, setzte Dennis nach.

»Zwei Stunden mit dem Planwagen.«

Ich schlug auf den Tisch. »Dann holen wir sie noch ein«, rief ich.

»Dennis, hast du Benzin bekommen?«

»Aber klar. Die sind alle scharf auf westliche Währung. Ich habe sogar noch die Reservekanister gefüllt.«

»Komm, dann lass uns fahren.«

Der Wirt rang die Hände. »Sie machen sich unglücklich«, jammerte er. »Glauben Sie mir. Dieses Mädchen ist durch und durch böse. Ich weiß es. Man hat Brodkin nicht umsonst geholt. Nur er kann uns noch retten. Meine Frau hat selbst gesehen, wie sie nachts auf dem Besen durch die Lüfte ritt, begleitet von einem Rabenschwarm. Sie war nackt. Ihr sündhaft schöner Körper leuchtete im Mondlicht. Sie hat den Teufel angebetet und den Herrgott verflucht. Lasst sie brennen!«

Der letzte Satz gellte mir noch in den Ohren, als ich bereits am Wagen war.

»Wer fährt?«, fragte Dennis.

»Du.«

Mein Freund setzte sich hinter das Steuer. Es dauerte seine Zeit, bis der Ford ansprang. Die Kinder, die den Wagen zuvor umringt hatten, sprangen zurück.

Bockend fuhr der Wagen an.

Eine Karte hatten wir nicht. Da es nur eine Straße gab, die aus dem Ort herausführte, hatte sicherlich auch der Planwagen diesen Weg genommen.

Es war ein mieser Trampelpfad, der in das Gebirge führte. Schon bald hatte uns der dichte Wald verschluckt. Es ging immer weiter bergauf. Hin und wieder hatten wir freie Sicht auf eine prächtige, wildromantische Landschaft. Oft sahen wir Schlösser und Burgen auf den Berggipfeln, aber von dem verdammten Planwagen sahen wir nichts.

Ich hätte mir die Haare einzeln ausraufen können. Auch Dennis war sauer. Er hockte mit verbissenem Gesicht hinter dem Lenkrad, nahm Kurve auf Kurve und fluchte dabei wie ein alter Seemann.

Klar, dass für ihn die Fahrerei auch nicht angenehm war.

Aber wir mussten das Mädchen retten.

Als der Weg zu einem Pfad wurde, stoppte Dennis. »Aus«, sagte er, »wir haben sie verpasst.«

Ich hieb mit der Faust auf meinen Oberschenkel. »Wir müssen sie finden.«

»Vielleicht hat der Wirt gelogen«, vermutete Dennis.

»Glaube ich nicht.«

»Normalerweise hätten wir sie längst einholen müssen.« Dennis ließ sich von seiner Theorie nicht abbringen.

Dann hatte ich eine Idee. »Vielleicht haben sie einen Schleichweg genommen«, vermutete ich.

Dennis grinste. »Das wird es sein. Und wir?«, fragte er.

»Fahren weiter!«

***

Für mich war es ein Wunder, dass unser Wagen durchhielt. Die Schlaglöcher wurden immer tiefer, und wir wurden durchgeschaukelt wie auf einem Schiff bei hohem Seegang.

Die Stoßdämpfer ächzten gequält auf. Aber Dennis war ein ausgezeichneter Fahrer, er hielt den Ford in der Spur. Nur hin und wieder rasierte er zu tief hängende Zweige ab, die über die Frontscheibe strichen oder gegen den Lack kratzten.

Dann aber wurde der Weg besser. Es gab sogar etwas wie eine Fahrspur. Der Ford wühlte sich hindurch, wirbelte Dreck und Laub mit seinen Hinterrädern hoch, bockte manchmal wie ein störrischer Esel und blieb doch immer wieder Sieger gegen die Tücken des Geländes.

Wir befanden uns schon ziemlich hoch in den Bergen. Die Septembersonne am Himmel wirkte blass. Zwei Raubvögel standen wie von einer Schnur gehalten in der klaren Luft.

Der dunkle Wald lichtete sich, machte hüfthohen Buschreihen Platz, die mit dichten Haselnusssträuchern durchsetzt waren. Zwischen den Zweigen hatten Spinnen ihre Netze gewoben. Die silbernen Fäden glitzerten im schräg einfallenden Sonnenlicht.

Mit aller Macht kündete sich der Herbst an.

Wir hatten die Kuppe eines Berges erreicht, hielten an und stiegen aus. Das Sichtfeld war gut. Dennis und ich konnten in ein weites Tal schauen. An den gegenüberliegenden Berghängen reichte der Wald bis hinauf zu den Gipfeln. Auf halber Höhe schimmerten die braunen Ruinen einer alten Burg durch das Grün.

Und im Tal lag das Dorf.

Ich legte die Hand gegen die Stirn, da die Sonne mich etwas blendete. Gebannt schaute ich hinab in das kleine Dorf, das meiner Meinung nach nur Kölöczy sein konnte.

Plötzlich wurde Dennis nervös. »Da sind sie!«, rief er aufgeregt und deutete in das Tal hinab.

Ich schaute ebenfalls hinunter.

Mein Freund hatte Recht. Schwerfällig fuhr der Planwagen auf den Ortseingang zu.

Man schien Brodkin erwartet zu haben, denn zahlreiche Bewohner rannten dem Wagen entgegen. Ich vermeinte sogar die Schreie zu hören, mit denen die Ankömmlinge begrüßt wurden.

»Die freuen sich auf die Verbrennung!«, knirschte Dennis Draker.

»Aber nicht mehr lange«, erwiderte ich. »Komm!«

Ich packte ihn am Arm und zog ihn mit zum Wagen. Diesmal fuhr ich. Die Fahrt wurde zu einer Teufelsrallye. Meinem Freund wurde es heiß und kalt zugleich. Er klammerte sich am Haltegriff fest und flog doch von einer Ecke in die andere.

Niemand kam uns entgegen. Die Menschen blieben im Dorf, wo sich keiner das makabre Schauspiel entgehen lassen wollte.

Kurz vor dem Ortseingang ließ ich den Ford stehen.

»Was ist denn nun los?«, fragte Dennis.

»Wir müssen zu Fuß weiter!«

»Und warum?«

»Weil ich nicht jetzt schon auffallen will.« Hastig stieg ich aus.

Kölöczy war nicht größer als Bazias. Vielleicht sah es in dem vor uns liegenden Ort sogar noch ärmlicher aus.

Wir trafen auf Holzhütten. Der Zahn der Zeit hatte an ihnen genagt und sie schief und baufällig gemacht.

Was auffiel, war die Ruhe. Kaum ein Mensch ließ sich auf der Straße blicken. Weiter vorn, wo ein Seitenweg mündete, spielten Kinder.

Aber Erwachsene bekamen wir nicht zu Gesicht.

Seltsam.

Ich blieb stehen, und auch Dennis verhielt seinen Schritt. Er bewegte die Schultern. »Ich kann mir nicht helfen, James«, sagte er, »aber ich habe das Gefühl, dass wir hier laufend beobachtet werden. Ich spüre die Blicke förmlich auf meinem Rücken brennen.«

Hastig wandte ich mich um.

Und sah den Mann.

Er beobachtete uns tatsächlich. Er stand neben einer Stallecke und hielt mit beiden Fäusten den Stiel eines Spatens umklammert. Als wir näher kamen, hob er den Spaten an. Die Schneide des Schaufelblatts wies genau auf unsere Körpermitte.

Ich hob beide Hände und drehte die Handflächen nach außen.

Eine internationale Geste des Friedens. Doch der Alte blieb

misstrauisch. Er senkte den Spaten um keinen Zoll.

Auf Rumänisch sprach ich den Mann an. »Euer Dorf ist leer«, sagte ich. »Wo sind die anderen?«

»Hoch zum Kloster.«

»Und was tun sie dort?«

»Das Mädchen soll sterben. Sie ist eine Hexe!« Der Alte sagte es mit bestimmter Stimme.

Ich zuckte zusammen. »Und warum bist du nicht mitgegangen?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Es geht mich nichts an. Ich bin Mohammedaner und bete zu Allah. Damit habe ich nichts zu tun.«

»Aber du kannst uns den Weg zeigen«, fragte ich hoffnungsvoll.

»Nein, es ist zu gefährlich.«

Ich lockte mit einem Geldschein, doch der Alte winkte ab. »Was ist Geld, wenn ich meine Seele verkaufen soll«, meinte er philosophisch.

»Dann erkläre uns wenigstens den Weg.« Die Zeit brannte mir unter den Nägeln.

Er drehte sich halb um und deutete mit der Hand nach vorn. »Das Kloster liegt dort am Hang.«

Ich wusste, was er meinte. Als wir vorhin anhielten, hatten wir die Mauern von der anderen Hügelseite aus gesehen. Dort sollte Vanessa also hingerichtet werden.

»Sind sie mit dem Wagen gefahren?«, wollte ich wissen.

»Nein. Sie haben sie auf den Karren geladen.«

Die Auskünfte reichten mir. Ich bedankte mich bei dem Alten und lief mit Dennis los. Unsere Position war denkbar schlecht. Waffenlos standen wir den fanatischen Einwohnern eines Dorfes gegenüber, die unbedingt ein junges Mädchen dem Flammentod übergeben wollten. Womöglich noch unter dem Zeichen des Kreuzes. Wenn wir Pech hatten, würde nicht nur Vanessa sterben, sondern auch wir. Ich sah Brodkin dafür an, dass er keine Gnade kannte. Auch mit uns nicht. Denn wir waren seine Feinde. Für ihn war es sicherlich auch eine Prestigefrage. Schließlich hatten sie ihn geholt, um das Mädchen zu töten.

Mein Herz schlug schneller. Es war die Angst, die den Schlag beschleunigte. Noch konnten wir umkehren und unseres Weges ziehen. Aber wenn wir das taten, würden mich die Vorwürfe ein ganzes Leben lang quälen.

Außerdem liebte ich Vanessa.

Und das gab den Ausschlag.

Auch für Dennis war es keine Frage. Er würde auf Gedeih und Verderben mitmachen. Unsere Freundschaft hatte sich nicht nur in guten Zeiten bewährt.

In kurzer Zeit hatten wir den Ort durchquert. Die Sonne war schon

sehr tief gesunken. Wie eine dunkle Wand stahl sich die Dämmerung in das kleine Tal. Sie verwischte die Konturen, sorgte für Ungewisses Zwielicht, und unsere Augen taten sich schwer, etwas zu erkennen.

Doch den Planwagen entdeckten wir. Verlassen stand er am Ortseingang. Sicherheitshalber schaute ich unter der Plane nach. Niemand hielt sich auf der Ladefläche auf.

Ich sah allerlei Gerumpel, ein Felllager und drei klobige Kisten, die mich an Särge erinnerten.

Ich ließ die Plane wieder fallen und deutete nach vorn. »Da ist niemand mehr«, sagte ich zu Dennis. »Wir müssen uns beeilen.«

Anhand der Spuren fanden wir heraus, welchen Weg der Mob genommen hatte. Ein schmaler Trampelpfad führte hoch in die Berge. Den hatte die Meute genommen. Bevor wir den Pfad betraten, hielt mich mein Freund fest.

»Weißt du was, James? Ich habe Angst.«

»Ich auch«, erwiderte ich leise.

Und wie von selbst falteten sich unsere Hände zu einem stummen, verzweifelten Gebet der Hoffnung…

***

Der Mob war gefährlich in seinem Rausch. Brodkin, der Hexenjäger, hatte die Menschen aufgehetzt, aus einfachen Bauern und Landarbeitern eine blutrünstige Mörderbande gemacht. Die Leute wollten Blut sehen, und das gaben sie laut genug zu verstehen.

Sie hatten sich auf einer Lichtung im Wald versammelt. Die Rückseite der Lichtung wurde von den Mauern des Klosters begrenzt. Es waren nur noch rußgeschwärzte Ruinen übrig geblieben, denn auch in diesem Teil Rumäniens hatte der Krieg gewütet. Die Mönche waren vertrieben oder von den Machthabern kurzerhand umgebracht worden. Das Kloster stand leer, und niemand dachte daran, es wieder aufzubauen.

Doch jetzt sollte es noch einmal zu einem gespenstischen Leben erweckt werden.

Sie hatten die Vorbereitungen schon getroffen. Mitten auf der Lichtung stand der Scheiterhaufen. Trockenes Reisig und Holz waren aufgeschichtet, und inmitten der Richtstätte ragte der Pfahl wie ein mahnender Finger heraus.

Es gab dekorative Scheiterhaufen. In Filmen, zum Beispiel, aber da war die Szenerie nicht echt. Da wurde nur gemimt. Hier jedoch stimmte alles. Und auch das Opfer war da.

Vanessa.

Die Frau, die ich liebte…

Man hatte sie in einen Schandkarren gestellt. In ein Ding, das einem Leiterwagen glich, an allen vier Seiten Holzgitter besaß und von

einem Pferd gezogen wurde.

Sie hatten Vanessa gefesselt. Mit dicken Stricken. Zusätzlich war sie noch an zwei Stäbe gebunden.

Der Schandkarren stand dicht vor dem Scheiterhaufen. Die Meute hatte ihn umringt. Schmährufe wurden gegen das arme Mädchen ausgestoßen, Arme gereckt und Hände geballt.

Vanessa spürte die Macht der Feindschaft, die ihr entgegenschlug.

Einer der Männer aus dem Dorf trug ein großes Holzkreuz. Er schien mir so etwas wie ein Anführer zu sein. Er stand dicht am Wagen, hielt das Holzkreuz hochgereckt und schrie sich die Kehle wund.

Was er sagte, verstand ich nicht.

Dennis und ich lagen am Rand der Lichtung im dichten Gras.

Noch waren wir stumme Beobachter und mussten uns zurückhalten, denn die Chancen für uns standen schlecht. Es bereitete mir ungeheure Mühe, ruhig liegen zu bleiben, während sich auf Vanessas hübschem Gesicht die Angst widerspiegelte.

Sie trug noch die gleiche Kleidung wie in der Gaststätte. Wirr und zerzaust umrahmte das lange schwarze Haar ihr fein geschnittenes Antlitz. Aus weit aufgerissenen Augen starrte sie die Männer und Frauen an, die den Wagen umringt hatten.

Vor allem die Frauen gebärdeten sich am schlimmsten. Sie hassten Vanessa bis aufs Blut. Waren eifersüchtig und gönnten ihr nicht die Schönheit, mit der der Herrgott sie bedacht hatte.

Da werden Weiber zu Hyänen! Dieses alte Zitat von Schiller fiel mir ein, als ich die Frauen aus dem Dorf sah.

Einer jedoch genoss das Schauspiel in vollen Zügen.

Brodkin, der Hexer.

Er hockte auf dem Bock seines Wagens, und ein diabolisches Lächeln lag auf seinem Gesicht. Er hatte seine Pflicht getan, wahrscheinlich schon das Blutgeld kassiert und wartete nun auf das Ende des Dramas.

Ich spürte, dass ich diesen Mann hasste. Diese menschliche Bestie, die sich nicht scheute, eine Unschuldige verbrennen zu lassen, damit er einen perversen Triumph auskosten konnte. Meine Hände krallten sich tief in den weichen Waldboden, die Lippen hatte ich zusammengepresst, sie bildeten nur einen Strich.

Die ersten Fackeln flammten auf.

Ich spannte unwillkürlich meinen Körper.

Dennis, der neben mir lag, merkte es. Leise sagte: »Warte noch, James. Keine voreiligen Reaktionen. Die würden uns totschlagen.«

Ich nickte verbissen. Mein Freund hatte ja Recht. Er sah die Lage kühler, emotionsloser, aber in mir tobte eine Hölle.

Ich glaube, damals bekam ich die ersten grauen Haarsträhnen.

Mindestens zehn Fackeln brannten jetzt. Es war inzwischen dunkel geworden, und der rotgelbe, tanzende Feuerschein erhellte die

Lichtung mit seinem gespenstischen Licht.
Er machte aus Gesichtern dämonische Fratzen, aus Menschen schaurige Wesen und überdeckte die unmittelbare Umgebung mit einem bizarren Schattenspiel.
Die Leute aus dem Dorf stimmten einen Choral an. Ich hatte mal eine orthodoxe Kirche besichtigt, und dies zur Gebetszeit. In der Kirche sangen die Mönche. Ihr Singsang erinnerte mich an den auf der Lichtung gesungenen Choral.
Immer wieder warf ich Vanessa einen Blick zu. Das Mädchen hing jetzt apathisch in den Fesseln. Auch ihr Gesicht wirkte wie mit Blut übergossen. Ein makabrer Anblick…
Minutenlang dauerte der Choral. Dann erhob sich Brodkin von seinem Platz und stellte sich auf die Sitzbank.
Er breitete beide Arme aus und forderte Ruhe.
Der Choral verstummte.
Ich suchte Brodkins rothaarigen Begleiter. Denn auch mit ihm mussten wir rechnen. Doch so sehr ich meine Augen anstrengte, ich entdeckte ihn nicht. Ich machte Dennis darauf aufmerksam.
Auch mein Freund schaute sich um, er konnte aber ebenso wenig wie ich diesen Mann entdecken.
»Vielleicht hockt er noch auf dem Wagen«, vermutete er.
Ich nickte. »Möglich.«
Der Mob konzentrierte sich auf Brodkin. Niemand sprach mehr.
Eine unheilvolle Stille legte sich über die Lichtung vor dem alten Kloster. Nur die Fackeln brannten. Der Feuerschein wurde vom Abendwind bewegt. Manchmal sprühten Funken oder knisterte Holz.
Die Blicke der Anwesenden wandten sich dem Hexenjäger zu.
Brodkin hob beide Arme. Dann begann er zu sprechen.
Er redete schnell und emotionsgeladen. Ich verstand nur wenig.
Aber ich hörte Worte wie Tod, Verdammnis, Hexerei und Bestrafung. Es war mir klar, dass Brodkin die Gemüter noch mehr aufwiegelte. Er säte weiter Hass und Rache.
Der Mann sprach mit Händen und Füßen. Er war ein Magier. Niemand konnte sich seinen Worten entziehen. Die Blicke der Menschen hingen ehrfurchtsvoll an ihm. Die Leute tranken seine Worte förmlich in sich hinein.
Grausam putschte er den Mob weiter auf.
Bald würde der Scheiterhaufen brennen, bald…
Ich spürte ein unangenehmes Gefühl im Nacken. Hinter uns lag der dunkle Wald, diese Wand aus Bäumen, eingebettet in die Schwärze der Nacht. Obwohl es mir schwer fiel, drehte ich mich hastig um und bohrte meine Blicke in das Dunkel vor mir.
Eine Bewegung!
Genau vor uns zwischen den Bäumen. Dort stand jemand.

Ich zischte Dennis eine Warnung zu.
Auch er wirbelte herum.
Da löste sich die Gestalt aus ihrer Deckung, rannte auf uns zu, und ich erkannte den rothaarigen Helfer des Hexenjägers.
Blitzschnell sprang ich auf die Füße.
Im gleichen Moment hob der Rothaarige den rechten Arm. In seiner Faust funkelte ein unterarmlanges Messer…

***

Gegenwart

Brodkin, der Hexenjäger, hatte nichts vergessen. Im Gegenteil. In all den Jahren war sein Hass nur noch stärker geworden.
Er wollte diejenigen vernichten, die ihm buchstäblich den Triumph seines Lebens vor der Nase weggeschnappt hatten.
Sorgfältig hatte er recherchiert, gesucht und geprüft. Allein traute er sich nicht in das Schloss. Aber da waren noch die beiden Männer.
Jacques Ruminski und One-Eye-Jackson. Brutale Männer, denen man in der Legion die Nichtachtung des Lebens eingedrillt hatte.
Für Geld taten sie alles.
Sie waren nicht registriert. Deshalb waren die beiden so wertvoll.
In keinem Polizeicomputer der Welt befanden sich ihre Fingerabdrücke. Sie würden töten und verschwinden.
Aber erst einmal mussten sie in das Schloss gelangen. Den Grundriss hatte Brodkin im Kopf. Er wusste genau, wie er sich zu bewegen hatte. Die eigentlichen Wohntrakte waren von einer hohen Mauer umgeben. Bis auf den höchsten hatte James King die Türme abreißen lassen, aber die Mauer war stehen geblieben.
In Serpentinen wand sich der schmale Weg hoch. Auf eigene Kosten hatte King ihn asphaltieren lassen. Als er das Schloss erbte, war der Weg nur ein mieser Pfad gewesen. Zu beiden Seiten sicherten Leitplanken die Fahrbahn. Rechts und links der Planken fiel das Gelände steil ab. Unten im Tal plätscherte ein Bach in seinem schmalen Bett.
Immer wieder warfen die Männer einen Blick zum Schloss hoch.
Doch dort blieb alles ruhig. Niemand sah sie kommen, niemand schöpfte Verdacht.
Es würde eine böse Überraschung geben…
One-Eye-Jackson schritt an der Spitze des Trios. Seine Maschinenpistole hatte er sich an den Gürtel gehängt. Bei jedem Schritt klirrte das Metall gegen das Gürtelschloss.
In der Mitte ging Brodkin. In seinem Kopf wirbelten die Rachegedanken. Der Hexer hatte beide Hände in den Manteltaschen vergraben. Dabei umklammerten die Finger der rechten Hand den Griff einer Luger-Pistole.

Am Ende ging Ruminski. Er lief immer etwas schwerfällig, doch das täusche. Ruminski konnte schnell sein wie ein kampfbereiter Tiger.

Noch eine Kehre, dann hatten sie ihr Ziel erreicht. Vor dem großen zweiflügeligen Eingangstor blieben sie einen Augenblick stehen.

Brodkin schaute die Männer an. »Verschlossen, wie ich es gesagt habe.« Er deutete nach rechts. »Wir nehmen einen der Seiteneingänge.«

Schweigend gingen die Männer los. Sie schritten jetzt über spitze, scharfkantige Steine, die sich unangenehm in die Sohlen der Schuhe bohrten.

Die kleine Seitenpforte lag an der Westseite des Schlosses. Sie war nicht allzu weit entfernt. Eine Metallplatte schimmerte auf der Außenseite der Tür. Sie sah ziemlich stabil aus, und Ruminski fingerte schon nach einer Handgranate, doch Brodkin schüttelte den Kopf.

»Sieh dir lieber das Schloss an.«

Jacques Ruminski bückte sich. Als er sich wieder aufrichtete, spaltete ein Grinsen seine Lippen.

»Was ist?«

»Kleinigkeit, Chef!«

»Dann los.«

Ruminski holte ein kleines Etui aus seiner Tasche, zog den Reißverschluss auf, und One-Eye-Jackson knipste seine Kugelschreiberlampe an, damit Ruminski in ihrem Licht das richtige Instrument heraussuchen konnte.

Er hatte es bald gefunden. Mit sicherer Hand führte er das hakenähnliche Gebilde in das Schloss und drehte es behutsam herum. Zuerst geschah nichts. Auch als er es zur anderen Seite drehte, hatte er keinen Erfolg. Doch Ruminski gab nicht auf. Stück für Stück tastete er das Schloss ab, und plötzlich schnappte es zurück.

»Offen!«, kommentierte Ruminski grinsend.

Die Pforte quietschte erbärmlich in den Angeln, als One-Eye-Jackson sie aufstieß. Er betrat auch als Erster den Burghof. Die Maschinenpistole hielt er jetzt schussbereit.

Leer lag der Innenhof vor den drei Männern.

One-Eye-Jackson winkte, und die beiden anderen Männer folgten ihm. Die Seitenpforte ließen sie offen.

Das Schloss war in U-Form gebaut. Die beiden Seitenflügel ragten bis in die Mitte des Innenhofes hinein. Ein Teil des rechten Flügels war zu einer Garage umgebaut worden. Die beiden Kipptore waren geschlossen.

Rasch liefen die drei Eindringlinge über den Innenhof. Sie drückten sich gegen die Mauer des Ostflügels und blieben erst einmal stehen.

Im Haupttrakt brannte Licht. Brodkin wusste, dass dort die Wohnräume der Familie King lagen. Und da wollten sie hin. Eine

breite Steintreppe führte bis zur Tür. Sie jetzt zu öffnen, wäre zu riskant und mit Geräuschen verbunden gewesen. Nein, die drei Männer wollten durch den Keller in das Schloss eindringen.

Und das war ziemlich leicht.

Ganz in ihrer Nähe gab es eine im Boden eingelassene Eisenklappe. Sie verbarg eine Rutsche, über die Proviant direkt vom Lieferwagen aus in den Keller geschafft werden konnte. Ähnliche Rutschen gab es zu den Bierkellern der Restaurants.

Die Eisenplatte besaß einen Griff in der Mitte. Spielerisch leicht zog der starke One-Eye-Jackson die Platte mit der linken Hand auf.

Vorsichtig legte er sie zur Seite und leuchtete mit der Lampe in die Öffnung.

Das Licht wurde vom glänzenden Metall der Rutsche reflektiert und verlor sich dann in der Schwärze des Kellers.

»Du zuerst!«, zischte Brodkin.

One-Eye-Jackson nickte. Er legte sich die Maschinenpistole über die angewinkelten Arme, setzte sich auf die steile Rutsche, und abwärts ging es.

Wenig später erklang aus dem dunklen Keller seine Stimme. »Alles klar, ihr könnt kommen.«

Er leuchtete seinem Chef. Und auch Ruminski schaffte es. One-Eye-Jackson stand neben einigen Säcken, hielt seine MPi im Anschlag und deckte die anderen beiden ab.

Brodkin klopfte sich den Staub aus seinem Mantel. One-Eye-Jackson ließ den Lampenstrahl kreisen.

Der Kellerraum war ziemlich geräumig. Er diente als Vorratslager.

Regale standen bis zur Decke. Sie waren vollgestopft mit Konserven.

Am größten jedoch präsentierte sich das Weinlager. Dort lagen Hunderte von Flaschen wohl geordnet in den dazu gehörigen Regalen. Als One-Eye-Jackson dies sah, bekam er glänzende Augen. Gierig leckte er sich über die Lippen.

Seine Hand berührte schon eine Flasche, als Brodkins Befehl ihn zurückhielt. »Finger weg!«

Erschrocken zuckte der ehemalige Legionär zusammen.

An mehreren Fässern vorbei schritten sie auf eine nach oben führende Steintreppe zu. Der Einäugige hatte wieder die Führung übernommen. Das Licht anzuschalten, wagten sie nicht. Die Taschenlampe musste auch reichen.

Hintereinander stiegen die drei Männer die Treppe hoch, drückten die schwere Tür am Ende der Stufen auf und befanden sich wenigen Sekunden später in den Wohntrakten der Familie King.

Auf Brodkins Lippen lag ein grausames Lächeln. Die Stunde der Abrechnung war gekommen…

***

Verzweifelte zerrte Mike Hunter an seinen Fesseln, er hatte schon in verdammt miesen Situationen gesteckt, war manchmal dem Tod nur im letzten Augenblick von der Schippe gesprungen, aber so hilflos wie jetzt hatte er sich selten gefühlt.

Dabei ging es nicht nur um ihn. Er dachte auch an die ahnungslosen Menschen im Schloss, die den drei Bestien hilflos ausgeliefert waren. Nach ihrer Tat würden sie zurückkommen und ihn töten.

Aber nicht nur allein die Fesseln quälten den jungen Mann, sondern auch der verdammte Knebel. Mike hatte versucht, ihn mit der Zunge herauszustoßen.

Erfolglos.

Jetzt probierte er es mit einer Art Gesichtsgymnastik, bewegte die Wangen, hob das Kinn an und stieß immer wieder mit der Zunge gegen den Knebel.

Er lockerte sich.

Mike spürte es mit Genugtuung und verdoppelte seine Anstrengungen. Scharf sog er immer wieder die kühle Luft durch die Nase und war froh, dass er keine Erkältung hatte. Sonst wäre er elendig erstickt.

Eine letzte Drehung mit dem Kinn, und der Knebel fiel. Mike Hunter konnte wieder frei atmen.

Jetzt galt es, die anderen Fesseln zu lockern. Mike rutschte hin und her. Die Seile schabten über den Baumstamm, fetzten Rinde weg und bekamen dadurch mehr Spiel. Der Detektiv bewegte sich freier.

Längst war er in Schweiß gebadet. Seine Kleidung schien zu dampfen, aber er machte weiter. Verbissen zerrte und ruckte er an den Fesseln. Bis sie fielen. Sie rutschten an seinem Körper herunter, Mike gab einen Moment nicht Acht und fiel lang aufs Gesicht.

Zum Glück landete er auf weichem Humusboden. Noch waren seine Gelenke gebunden, aber die Stricke loszuwerden, bedeutete für ihn kein allzu großes Problem mehr.

Er hatte bereits eine Idee.

Robbend und sich dabei immer wieder um die eigene Achse drehend, näherte er sich dem dunklen Rolls. Er wollte an den inneren Blechkanten der Kotflügel seine Stricke zerschneiden. Eine andere Möglichkeit sah er nicht.

Dann hatte er den Wagen erreicht und kroch so gut es ging mit der Hälfte seines Oberkörpers darunter. Er lag dicht neben dem rechten Hinterreifen auf dem Rücken, brachte seine gefesselten Arme hoch und in die Nähe des scharfkantigen Kotflügels.

Mike begann zu scheuern.

Er setzte alles ein, riskierte es, dass seine Haut an den Gelenken in Fetzen ging, doch das war ihm egal.

Die Kante bohrte sich nicht nur in sein Fleisch, sondern zersägte auch

die Fesseln. Was Mike kaum für möglich gehalten hatte, trat plötzlich ein.

Die Stricke fielen.

Keuchend und erschöpft blieb Mike Hunter erst einmal liegen.

Dann knetete er ein Taschentuch um seine blutenden Handgelenke und löste die Stricke an den Füßen.

Seine Gelenke schmerzten, da das Blut jetzt wieder ungehindert hineinschoss. Er fühlte ein Kribbeln in seinen Armen, als würden tausend Ameisen durch die Adern laufen.

Einige Minuten benötigte Mike Hunter schon, um wieder fit zu werden. Danach machte er sich auf die Suche nach seiner Waffe. Er fand den Revolver und lächelte, als er sah, dass die Gangster es nicht einmal für nötig befunden hatten, die Trommel zu entladen.

Mike steckte den Cobra-Colt ein und machte sich auf den Weg zum Schloss.

Diesmal würde er die drei Kerle überraschen…

***

Vergangenheit

Wuchtig sprang mich der Rothaarige an. Er hielt das Messer so, dass die lange Klinge nach unten zeigte. Und bei Gott, im ersten Moment blieb mir das Herz stehen. Ich war wirklich kein Feigling, aber dieser Kerl mit seinem Messer konnte auch abgebrühteren Gemütern die heiße Angst einflößen.

Irgendwie gelang es mir, unter dem Messerstich wegzutauchen.

Ich hörte das wütende Grunzen meines Gegners und drehte mich rasch um.

Der Kampf spielte sich in einer gespenstischen Lautlosigkeit ab.

Wieder griff der Kerl an. Ich rannte zur Seite und fand hinter einem Baumstamm Deckung.

Dann griff Dennis Draker ein.

Er hatte einen starken Ast vom Boden aufgehoben, hielt ihn mit beiden Händen umklammert und schlug von der Seite her zu. Er traf die Schulter des Messerhelden.

Der Rothaarige vergaß mich, wechselte das Messer in die linke Hand und wandte sich Dennis zu. Der war bis zu einem knorrigen Strauch zurückgewichen. Noch immer hielt er den Ast umklammert.

Der Rothaarige schlich auf ihn zu. Ich erkannte, dass Dennis gegen den Kerl ebenso wenig eine Chance hatte wie ich. Aber wir mussten ihn überwältigen.

Ich sprang hinter meiner Deckung hervor, schnellte vom Boden ab und prallte gegen die Beine des Mannes. Mit diesem Angriff hatte der Kerl nicht gerechnet. Er wurde nach vorn katapultiert und rauschte in das Gebüsch hinter Dennis.

Draker war rasch zur Seite gesprungen, um nicht noch im letzten Moment von der Klinge getroffen zu werden.

»Schlag zu!«, rief ich unterdrückt.

Dennis kapierte. Der Ast pfiff durch die Luft. Er traf den Rothaarigen, der gerade wieder hochkommen wollte, am Hinterkopf. Bewusstlos sackte der Mann zusammen.

Wir aber standen da und schauten uns an. Beide zitterten wir am ganzen Körper. Wahrlich, zum Helden waren wir nicht geboren.

Und dabei machten Humphrey Bogart oder Stewart Granger in ihren Filmen das immer mit der linken Hand.

Wir aber hatten Glück gehabt. Die Angst war geblieben.

Sicherheitshalber gingen wir in die Hocke. Dennis wischte sich den Schweiß von der Stirn und deutete auf den Bewusstlosen. »Was machen wir mit ihm?«

»Liegenlassen.«

»Und wenn er wieder zu sich kommt?«

»Bis dahin müssen wir eben weg sein.«

»Fest zugeschlagen habe ich ja«, meinte Dennis. Dann wechselte er das Thema. »Jetzt weiß ich erst überhaupt, was wir uns vorgenommen haben, James. Bis vorhin war das noch so etwas wie ein Abenteuer. Doch nun wird's ernst.«

Ich pflichtete ihm bei. »Nur ist das, was wir gerade hinter uns haben, ein Kinderspiel gegen das, was noch vor uns liegt. Das darfst du nicht vergessen, Dennis.«

Er nickte.

Für einen Moment hatte ich das Gefühl, Dennis würde aufgeben, dann aber sagte er: »Komm, wir müssen zusehen, dass wir das Mädchen befreien.«

Ich schämte mich wegen meiner Gedanken und schlug ihm auf die Schulter.

Brodkin sprach noch immer. Er hatte sich in eine regelrecht Ekstase geredet, fuchtelte mit den Händen herum und deutete immer wieder auf Vanessa.

Jeder seiner Sätze wurde von Beifallsgeschrei begleitet.

Dann kam Brodkin zum Schluss. Ich verstand ihn auch wieder. Er schrie: »Und deshalb wird diese verdammte Hexe brennen! Packt sie, Leute. Auf den Scheiterhaufen mit ihr!«

Männer und Frauen rannten vor. Jeder wollte der Erste sein, der die angebliche Hexe zum Scheiterhaufen führte. Die Leute behinderten sich in dem Durcheinander gegenseitig. Der Blick auf den Karren wurde mir genommen. Ich sah noch, wie der Strick fiel, mit dem Vanessa an einen der Stäbe gebunden war, dann verschwand sie unter den wogenden Menschenleibern.

Eingreifen konnten wir nicht. Es war sinnlos, der Mob hätte uns

zerrissen.

»Und was nun?«, fragte mich Dennis. In seinen Augen schimmerte Ratlosigkeit.

Himmel, war ich aufgeregt. Meine Hände öffneten und schlossen sich. Dann hatte ich eine Idee.

»Wir müssen hinter den Scheiterhaufen!«, rief ich. »Und nimm das Messer mit.«

Dennis hob die Waffe des Rothaarigen auf. Wir liefen geduckt los.

Um an den Scheiterhaufen zu gelangen, mussten wir einen großen Bogen schlagen. Dadurch ging natürlich viel Zeit verloren. Das Geschrei und Gejohle der Meute gellte mir in den Ohren. Meine Angst um Vanessa steigerte sich noch.

Es war mir plötzlich egal, ob die anderen uns sahen oder hörten.

Ich wollte nur Vanessa retten.

Hin und wieder warf ich einen Blick nach rechts. Die Bäume standen zwar sehr dicht, und auf dem Boden wucherte das Unterholz, doch der tanzende Lichtschein reichte aus, um sehen zu können, dass fünf Männer und zwei Frauen die arme Vanessa gepackt hielten.

Wir blieben einen Augenblick stehen. Ich sah, dass Vanessa zu einer provisorischen Leiter geschleift wurde, über deren Sprossen sie dann auf den Scheiterhaufen steigen musste.

Sie wurde rücksichtslos die Leiter hochgescheucht. Jeden Schritt begleitete der Hexenjäger mit einem höhnischen Kommentar.

Dennis und ich hetzten weiter. Dann mussten wir den schützenden Wald verlassen, um an die Rückseite des Scheiterhaufens zu gelangen.

Über uns wurde Vanessa an den Pfahl gebunden. Sie wehrte sich in einer letzten wilden Verzweiflungstat, doch gegen die Kräfte ihrer Peiniger kam sie nicht an.

Sie pressten Vanessa gegen das Holz und banden sie fest. Das Mädchen flehte und wimmerte, dass es mir ins Herz schnitt, aber die verdammten Bluthunde kannten keine Gnade.

Dennis und ich warteten ab, bis die Männer sich vom Scheiterhaufen entfernt hatten.

Ich nickte Dennis zu. »Gib mir das Messer!«, zischte ich.

»Okay.« Er reichte mir die Klinge. Sie besaß einen Hartholzgriff, der gut in meiner Hand lag.

Die Meute wartete auf das Zeichen zur Verbrennung.

Ich brachte meinen Mund dicht an Dennis' Ohr. »Bleib du hier«, raunte ich. »Ich werde es allein versuchen.«

»Du willst auf den Scheiterhaufen klettern?«

»Was bleibt mir anderes übrig.« Ich schaute zu dem Reisig hoch.

»Hinaufklettern ist zu viel gesagt. Ich muss mich eben durchwühlen. Hier hinten fällt das Zeug ja schon zusammen.«

»Viel Glück!«

Dennis verzog sich in das Dunkel. Über den Rückweg hatten wir bereits vorher gesprochen. Wir wollten in den Wald eintauchen, den Ort umlaufen und dann mit dem Wagen verschwinden.

Falls er noch da stand.

Andere Möglichkeiten blieben uns nicht.

Ich hörte Brodkins Stimme. Sie schrie gellend und überschlug sich fast dabei. Ich verstand nur so viel, dass er der Erste sein wollte, der den Scheiterhaufen in Brand steckte.

Ich musste mich beeilen, denn nun zählte jede Sekunde. Langsam schraubte ich mich aus meiner liegenden Deckung hoch. Da ich beide Hände benötigte, klemmte ich mir den Griff des Messers zwischen die Zähne.

Das Reisig war hart und trocken. Es stach in meine Handflächen, als ich mich hindurch und auf die Rückseite des Pfahls zuwühlte.

Schweißnass war meine Stirn. Salzig lief mir das Zeug in die Augen.

Ich nahm das Messer, wühlte mir mit der Klinge schließlich einen Weg frei, da ich ohne Werkzeug kaum vorankam.

Dann stand ich hinter dem Pfahl, duckte mich aber sofort, da man mich sonst sehen würde.

Ich fand eine Lücke im Reisighaufen und peilte hindurch. Brodkin, der Hexenjäger, stand schon bereit. Jemand gab ihm eine Fackel.

Breitbeinig hatte er sich aufgestellt, hielt die brennende Fackel hoch und rief etwas in einer Sprache, die ich nicht verstand.

Für mich wurde es allerhöchste Zeit.

Ich nahm das Messer.

Die verdammten Stricke spannten sich um den Pfahl, waren allerdings nicht so eng. Es gelang mir, die Klinge zwischen Pfahl und Strick hindurchzuschieben.

»Bleiben Sie ruhig!«, zischte ich Vanessa zu. »Ich werde Sie retten. Lassen Sie sich, um Himmels willen, nichts anmerken.«

Ich wusste nicht, ob sie mich gehört hatte. Sie gab es jedenfalls mit keiner Reaktion zu verstehen.

Wie ein Irrer säbelte ich an den Stricken.

Da zündete Brodkin den Scheiterhaufen an. Sofort fanden die Flammen Nahrung, fraßen sich blitzschnell durch das strohtrockene Zeug, loderten hoch, und die Menschen um den Scheiterhaufen herum fingen zu schreien und zu johlen an.

Sie hatten ihren Triumph.

Auch Vanessa schrie.

Ihr Körper zuckte in Todesangst. Ich aber säbelte verbissen an den Stricken.

Eine Glutwelle schlug mir entgegen. Funken stoben, und ich hatte das Gefühl, meine Haut würde in flüssiges Eisen gelegt.

Da fiel der letzte Strick!

Vanessa war frei.

»Weg!«, brüllte ich gegen das Prasseln der Flammen an. Als sie nicht reagierte, packte ich ihre Beine und zog sie kurzerhand von dem Scheiterhaufen herunter. Mit dem Gesicht schlug sie auf, zerkratzte sich die Haut, aber was spielte das für eine Rolle, wenn es ums nackte Leben ging.

Ich riss sie hoch, nahm sie auf meine Arme und spürte ihren geschmeidigen wunderbaren Körper. Für einen Sekundenbruchteil war ich im siebten Himmel, dann riss mich Dennis' harte Stimme wieder in die Wirklichkeit zurück.

Er packte mich am Arm. »Weg! Wir müssen weg! Die haben etwas gemerkt.« Er wand mir das Messer aus der Hand und rannte schon vor.

Ich folgte ihm.

Vanessa lag auf meinen Armen. Ich sah in ihr engelhaftes Gesicht, das jetzt rußgeschwärzt war. Die Augen hielt sie geschlossen, und ich war fasziniert von ihren langen dunklen Wimpern. An der Stirn war das Haar ein wenig versengt, sonst war Vanessa unversehrt.

Wie blind stolperte ich in die Dunkelheit hinein, nur darauf bedacht, Vanessa zu retten.

Wie lange ich mit der Frau auf den Armen gerannt war, wusste ich nicht. Irgendwann gaben meine Beine nach. Ich fiel hin, verlor das Gleichgewicht und rollte mit meiner Last einen Abhang hinunter.

Auch während des Falls ließ ich Vanessa nicht los. Ich riss mir meine Kleidung auf, schrammte über Steine und aus dem Boden herausstehende Äste und wurde unsanft von einem quer liegenden Baumstamm gebremst.

Ich richtete mich auf, und erst jetzt ließ ich Vanessa los. Sie schaute mich an und begriff nicht. Im Dunkeln sah ich ihr Gesicht dicht vor mir. Mit dem Taschentuch reinigte ich es provisorisch.

Dann wurde ich abgelenkt.

Dennis Draker kam den Abhang herunter. Auch er verlor das Gleichgewicht, ruderte noch mit den Armen, schaffte es aber nicht, sich zu halten, und fiel der Länge nach hin.

Sich mehrmals überschlagend, rutschte er den Hang hinunter. Ich lief ihm entgegen und hielt ihn fest.

»Danke!«, keuchte mein Freund. In seinen Haaren klebte der Dreck. Dann tastete er nach seinem Gürtel. »Ein Glück«, sagte er, »das Messer steckt noch. Hatte schon Angst, ich würde es mir bei der Rutschpartie selbst in den Bauch jagen.«

Ich grinste. »Du weißt ja, Unkraut vergeht nicht.« Ich half Dennis auf die Beine.

Vanessa hatte sich hingesetzt. Mit dem Rücken lehnte sie gegen den Stamm.

Wir hockten uns vor sie nieder. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, deshalb redete ich zuerst mit Dennis. »Hast du was von der Meute gesehen?«

»Ja, die Hundesöhne suchen bereits den Wald ab.«

»Und?«

Dennis hob die Schultern. »Wir müssen auf jeden Fall hier weg.«

Er zeigte nach rechts. Dort leuchtete der Widerschein der Fackeln zwischen den Bäumen.

Es war in der Tat höchste Eile geboten.

Da spürte ich Vanessas Hand auf der meinen. Die Berührung war unendlich zart, aber in ihr lag all die Dankbarkeit, die Vanessa für mich empfand.

Ich drehte den Kopf und schaute das Mädchen an. Ein warmer Glanz lag in Vanessas Augen, die vollen, naturroten Lippen waren zu einem Lächeln gekräuselt.

»Thank you!«, hauchte sie.

Mir wurde ganz anders. Ein Kloß saß plötzlich in meiner Kehle.

Ich wusste, dass die Sympathie und eventuell auch die Liebe nicht nur einseitig waren. In diesen herrlichen Augenblicken war ich der glücklichste Mann der Welt.

Vanessa warf sich gegen mich und umklammerte meinen Körper wie eine Ertrinkende den rettenden Balken.

Sekundenlang saßen wir so beisammen. Unter meinen Händen spürte ich den schlanken biegsamen Körper und tastete mit den Fingerkuppen über die seidenweiche Haut.

Dennis Draker drängte zum Aufbruch. »Wir müssen hier weg«, mahnte er. »Bis zum Wagen ist es noch ein verflucht weites Ende.«

Dennis hatte Recht. Liebkosen konnten wir uns später noch genug.

Ich wusste auf einmal, dass wir es schaffen würde. Ja, wir entkamen dieser Hölle. Dessen war ich mir sicher.

Stimmen hallten durch den Wald. Die Verfolger waren schon verdammt dicht aufgerückt. Dass sie nicht aufgaben, dafür würde schon der Hexenjäger sorgen.

Dennis sprang bereits über den Stamm. Ich hob Vanessa an und half ihr ebenfalls hinüber.

Sie lächelte mich an, und plötzlich berührten sich unsere Lippen, sodass es mich wie ein Stromstoß durchzuckte.

Dann drehte Vanessa den Kopf zur Seite und sprang zu Boden.

Hinter dem umgestürzten Stamm fiel das Gelände wieder ab. Doch die Bäume standen ziemlich dicht, sodass wir uns von Stamm zu Stamm hangeln konnten. Vanessas Hand ließ ich dabei nicht los.

Dennis war immer ein halbes Dutzend Schritte voraus. Die Dunkelheit machte uns schwer zu schaffen. Wir konnten manchmal nicht die sprichwörtliche Hand vor Augen sehen. Tief hängende

Zweige und Äste peitschten unsere Gesichter, rissen die Haut auf, und schon bald brannte mein Gesicht.

»Ein Glück, dass wir nicht den normalen Weg genommen haben!«, keuchte Dennis. »Dann hätten sie uns schon längst gehabt. Aber wie ich schätze, kennen die Burschen auch ihre Abkürzungen.« Er spuckte eine Tannennadel aus. »Bin nur gespannt, wo wir hier landen.«

»Wir sind richtig«, sagte Vanessa. Sie redete in unserer Heimatsprache, und wir sahen sie erstaunt an. »Wenn wir weiterlaufen, gelangen wir zum Dorf.«

»Und dort steht der Wagen«, sagte Dennis und fügte noch das Wort »hoffentlich« hinzu.

»Dann nichts wie weg!«, rief ich.

Schon bald war der Hang zu Ende. Wir wühlten uns durch dichtes Unterholz und gerieten an eine kleine Schneise. Sie wurde von einem Wildwechsel durchzogen. Wir sahen es deshalb so genau, weil am Anfang des Wildwechsels zwei Männer standen, die ihre Fackeln in den Händen hielten.

Blitzschnell ließen wir uns fallen.

»Und jetzt?«, flüsterte Dennis. »Glaube kaum, dass wir an denen da vorbeikommen.«

»Lass mich nur machen«, raunte Vanessa.

»Aber du schaffst das nie.« Ich wollte sie zurückhalten.

»Keine Angst, mein Freund. Diese zwei sind keine Gegner für mich.«

»Wie willst du das denn anfangen?« Plötzlich verdunkelte sich ihr Blick. Dann raunte sie: »Weißt du denn nicht, dass ich eine Hexe bin, James?«

***

Im ersten Moment war ich geschockt. Sie war doch eine Hexe! Und ich hatte sie befreit!

Dann schalt ich mich einen Narren. Unsinn, Hexen gab es höchstens im Märchen oder in blutrünstigen Horror-Geschichten.

Vanessa stand auf.

»Die ist wahnsinnig!«, keuchte Dennis.

»Lass sie«, erwiderte ich.

Gespannt und mit flatternden Nerven beobachteten wir Vanessas weiteres Vorgehen. Lautlos schritt sie über den Waldboden. Noch war sie von den beiden Aufpassern nicht bemerkt worden. Und sie ging weiter auf sie zu.

Ich wollte ihr zurufen, wollte selbst hochspringen, doch Dennis hielt mich am Arm fest.

»Sie schafft es!«, murmelte ich heiser. »Himmel, sie schafft es!«

Vanessa stand jetzt dicht hinter den beiden Männern. Sie streckte ihre Arme vor und berührte mit den Fingerspitzen die Schulter der

Aufpasser.

Die Männer zuckten zusammen, als würde ein Stromstoß durch ihre Arme fahren. Dann bäumten sie sich auf, um im nächsten Moment zu Boden zu sinken.

Die Fackeln verloschen.

Vanessa winkte uns zu. »Ihr könnt kommen«, sagte sie.

Wir erhoben uns. Sprachlos schauten wir uns an. Dennis fragte leise: »Verstehst du das, James?«

Ich schüttelte den Kopf.

Da meinte Dennis: »Das war Hexerei. Und vorhin hat sie ja selbst zugegeben, dass sie eine Hexe ist. Wir müssen Acht geben, James. Hüte dich vor der Frau. Vielleicht hast du die Falsche befreit.«

Stur schüttelte ich den Kopf. »Das kann und will ich nicht glauben.«

Wir hatten Vanessa erreicht. Sie schaute uns nachdenklich an. »Ich weiß, was jetzt in euren Köpfen vorgeht«, sagte sie leise. »Aber ich habe euch gesagt, dass ich eine Hexe bin.«

»Unsinn.« Ich machte eine abwehrende Handbewegung, wollte es einfach nicht wahrhaben. »Hexen gibt es nicht.«

»O doch«, wurde ich belehrt. »Sieh mich an, James.«

Dennis dachte praktischer. Er deutete auf die am Boden liegenden Männer. »Sind sie tot?«

»Nein, nur bewusstlos. Ich töte nicht, wenn es sich vermeiden lässt. Auch unter Hexen gibt es Unterschiede.« Sie sagte das mit einer Selbstverständlichkeit, die mich sprachlos machte. Und ich begann zu zweifeln. Gab es diese Hexen tatsächlich? War das, was in den Legenden und Mythen der Völker auftauchte doch nicht alles gelogen? Steckte irgendwie ein bisschen Wahrheit dahinter?

Vanessa gab mir Rätsel auf. In vieler Hinsicht. Aber gleichzeitig nahm ich mir vor, diese Rätsel zu lösen. Ich hatte – um es mal drastisch auszudrücken – Blut geleckt.

Dennis Draker atmete auf. »Jetzt haben wir freie Bahn«, sagte er.

Ich fragte Vanessa. »Kennst du den genauen Weg zum Dorf?«

Sie nickte.

Wenig später liefen wir los. Diesmal rannten wir nicht querfeldein, sondern nahmen Wildwechsel, die sich kreuz und quer durch den dichten Wald zogen.

Nach dem, was wir hinter uns hatten, glich der weitere Abstieg einer Spielerei. Wir sprachen nicht. Jeder hing seinen Gedanken nach.

Und die waren bei Dennis sicherlich nicht positiv. Um das zu erkennen, brauchte ich nur einen Blick in sein Gesicht zu werfen. Dennis wurde von Zweifeln geplagt. Vielleicht war er auch nur mit halbem Herzen bei der Sache.

Ich konnte es ihm nicht einmal verdenken.

Dabei bemühte ich mich, Vanessa in einem anderen Licht zu sehen.

Meine Liebe zu ihr war nach wie vor ungebrochen. Ich wollte einfach nicht daran glauben, dass sie auf der anderen Seite stand.

Aber all diese Überlegungen hatten Zeit bis später. Erst einmal mussten wir aus dem Dorf und dann noch über die verdammte Grenze kommen. Es würde schwer genug werden.

Der Wald lichtete sich. Dann sahen wir die Straße, die zum Dorf führte.

Wo steckten die Verfolger?

Dennis und ich schlichen geduckt zum Straßengraben, während Vanessa zurückblieb. In der Ferne vernahmen wir Stimmen. Sehen konnten wir niemand. Demnach waren die Häscher noch ziemlich weit entfernt.

Zum Glück.

Ich winkte Vanessa zu. Sie kam und hängte sich bei mir ein. »Die Luft ist rein«, flüsterte ich ihr zu.

»Wo steht dein Auto?«, fragte sie.

Ich deutete nach vorn. »Hinter der nächsten Kurve wartet es. Keine Angst, das schaffen wir spielend.«

Schnell liefen wir los.

»Aber wir müssen durch das Dorf«, gab Vanessa zu bedenken.

»Wo wollt ihr überhaupt hin?«

»Zur Grenze.«

»Aber nicht durch Bazias. Dort riegelt das Militär alles ab.«

»Wo dann?«

»Ich führe euch«, sagte sie. »Wir werden irgendwo die Donau überqueren. Es gibt hier in der Nähe zahlreiche Sümpfe. Dort sind kaum Wachen aufgestellt und unsere Chancen am größten.«

»Das hoffe ich.«

Das Dorf lag nicht mehr im Dunkeln. In vielen Häusern brannten Lichter. Aber noch war der Mob nicht eingetroffen. Die Meute kam aber. Am anderen Ende des Dorfes marschierte sie ein.

»Es wird Zeit!«, schrie Dennis und rannte schon auf unseren alten Ford zu.

Ich warf mich hinter das Lenkrad. Vanessa nahm auf dem Rücksitz Platz, während Dennis sich neben mich hockte. »Drück beide Daumen«, zischte er.

»Nicht nur das.« Ich startete. Der verfluchte Motor orgelte wieder ein paar Mal durch.

»Spring an, spring an!«, knurrte Dennis.

Er tat es.

Jetzt erreichten auch die ersten Bewohner den Ort. Sie versammelten sich auf der Hauptstraße. Noch immer brannten die Fackeln.

Manche Männer schwenkten sie wie wild hin und her.

Der Ford fuhr an.

Wie aus Stein gemeißelt wirkte mein Gesicht. »Okay, Freunde«, sagte ich, »jetzt gilt es. Wir müssen da durch!«

Ich schaltete in den dritten Gang, gab mehr Gas. Der Ford kam auf Touren. Schon rauschten links und rechts die ersten armseligen Häuser vorbei. Dennis saß neben mir und hielt sich krampfhaft am Haltegriff fest.

Da wurden wir entdeckt!

Die Ersten wandten sich um, sahen den Wagen heranbrausen, überwanden ihre Schrecksekunde, sprangen auf die Fahrbahn und rissen dabei die Arme hoch.

Sie wollten uns stoppen.

Ich ging unwillkürlich vom Gas.

»Fahr weiter!«, knirschte Dennis neben mir. »Wenn wir denen in die Finger fallen, massakrieren sie uns!«

Mein Freund hatte Recht. Allerdings wich ich bis auf die rechte Seite der Straße aus. Dick klebte der Schweiß auf meiner Stirn. Alle Muskeln meines Körpers waren gespannt.

Sie warfen mit den Fackeln. Die brennenden Stäbe knallten gegen die Karosserie, beulten sie ein. Auch die Frontscheibe wurde getroffen, doch die erste Aufprallwucht der Fackel war schon von der Kühlerhaube gedämpft worden.

Die Hälfte hatten wir geschafft. Schreiend und fluchend sprangen die meisten Leute zur Seite, als der Wagen auf sie zuraste. Aus einem Seitenweg tauchte eine Gestalt auf. Der Mann schleuderte eine Mistgabel.

Verdammt.

Ich konnte nicht mehr ausweichen. Wenn der Reifen getroffen wurde, dann…

Die Gabel ratschte gegen das Blech, bohrte Löcher in den Rost, verhakte sich aber mit dem Stiel irgendwo und wurde wieder abgerissen.

Neben mir jubelte Dennis. »Wir schaffen es! Mein Gott, wir schaffen es!«

Die Scheinwerfer durchbrachen mit ihren breiten Lichtlanzen die Dunkelheit. Die letzten Häuser flogen vorbei. Langsam war auch ich davon überzeugt, dass wir das Schlimmste hinter uns hatten.

Plötzlich sprang jemand zwischen den Bäumen hervor und blieb mitten auf der Fahrbahn stehen.

Es war der Rothaarige.

Und er hatte eine Waffe.

Eine Schrotflinte!

Ich blendete auf. Der Rothaarige dachte gar nicht daran, von der Fahrbahn zu verschwinden. Im Gegenteil. Er legte auf uns an.

»Der ist wahnsinnig!«, schrie Dennis. Und dann: »Fahr weiter! Halt

drauf, verdammt!«

Ich gab Gas, hupte, warnte ihn.

Da drückte er ab.

Ich sah es vor der Mündung aufblitzen, und im nächsten Moment klatschte die Ladung gegen unseren Wagen. Plötzlich zerbröselte die Scheibe. Ich konnte nichts mehr sehen und auch dem Rothaarigen nicht ausweichen. Ein ungeheurer harter Schlag traf den linken Kotflügel. Aus den Augenwinkeln sah ich einen Körper durch die Luft wirbeln, dann waren wir vorbei. Ich riskierte einen schnellen Blick in den Rückspiegel. Eine weitere Gestalt löste sich aus dem Dunkel des Waldes.

Es war Brodkin, der Hexenjäger!

Drohend schüttelte er die Faust, und ich wusste, dass wir uns einen Todfeind geschaffen hatten.

»Er wird nie aufgeben«, sagte Vanessa, »niemals.« Es waren die ersten Worte, die sie nach langer Zeit sprach.

Ich aber hatte andere Sorgen. Durch die Frontscheibe lief ein dichtes Spinnenmuster, machte ein normales Sehen so gut wie unmöglich.

»Hau die Scheibe aus dem Rahmen!«, rief ich Dennis zu.

»Okay.«

Dennis beugte sich vor. Er winkelte den Arm an und hämmerte mit dem Ellbogen gegen die Scheibe. Die Glasstücke platzten heraus. Der Fahrtwind jedoch trieb die kleinen Splitter wieder nach innen. Wir mussten höllisch Acht geben, damit wir von dem Zeug nichts in die Augen bekamen.

Ich half meinem Freund. Hielt mit der rechten Hand das Lenkrad fest und drosch mit dem linken Ellbogen die Splitter aus dem Rahmen. Es war eine verdammte Schufterei.

Aber schließlich hatten wir freies Sichtfeld. Nur an den Kanten hingen noch ein paar Scherben.

Dann erreichten wir eine Weggabelung.

Ich bremste.

»Wohin jetzt?«, fragte Dennis Draker.

Ich drehte den Kopf und schaute Vanessa an. Sie hatte ja gesagt, dass sie sich hier auskannte.

»Fahrt nach rechts«, riet uns das Girl. »Links geht es wieder nach Bazias zurück.«

»Und rechts in die Hölle, wie?«, erkundigte sich Dennis spöttisch.

»So ungefähr«, lautete die Antwort. »Zwischen dem Sumpf und der Hölle ist der Unterschied gar nicht mal so groß.«

»Höchstens in der Temperatur«, sagte ich sarkastisch und startete.

***

Gegenwart

Die drei Eindringlinge fühlten sich sehr sicher. Niemand rechnete jetzt noch mit einem Zwischenfall.

Doch der kam.

Es war Henry, der Butler, der den Männern die Überraschung bescherte.

Henry konnte nicht einschlafen. James King hatte ihm zwar freigegeben, aber Henry war ein Typ, er immer auf Nummer sicher ging.

Während er im Bett lag, dachte er darüber nach, ob auch alle Türen und Pforten abgeschlossen waren. Er ging sie im Geist durch und erschrak, als er sich eingestehen musste, dass zumindest eine Seitentür noch offen war.

Wütend über sich selbst stand Henry auf. »Das kommt davon, wenn der gewohnte Rhythmus gestört wird«, schimpfte er und schlüpfte in seine Schuhe. Über den gestreiften Schlafanzug zog er sich einen Bademantel und verließ sein Zimmer.

Er schlief im Nebentrakt. Um rasch an die Pforte zu gelangen, wollte er den Weg innerhalb des Schlosses schon abkürzen. Denn draußen herrschte ein Wetter, das man wirklich nicht als solches bezeichnen konnte.

Möglichst leise ging der Butler durch die Gänge. Er wollte niemanden aufwecken oder die Geburtstagsfeier stören. Henry war schon lange im Schloss. Er hatte Damona aufwachsen sehen, und als sie noch ein Kind war, immer mit ihr gespielt. Die beiden hatten sich gut verstanden. Das Verhältnis war auch heute noch prächtig.

Der alte Butler lächelte, als er an Damona dachte. Sie war zu einem prächtigen Mädchen herangewachsen, nach dem sich die jungen Männer die Finger leckten. Damona war ebenso schön wie ihre Mutter, vielleicht sogar überstrahlte sie diese noch.

Die Eltern waren stolz auf ihre Tochter. Und mit Recht.

Der Butler schritt an der Ahnengalerie vorbei. Er hatte jetzt das Licht angeknipst. Immer wenn er durch diesen Gang lief, betrachtete er die Bilder. Es waren die Ahnen der Leute, von denen James King das Schloss geerbt hatte.

An der Wand hingen die Gemälde von Rittern, Edelleuten, Grafen und Herzögen. Sie hatten in der blutigen Geschichte des Landes kräftig mitgemischt.

Henry bemühte sich nicht mehr, besonders leise zu sein. Er war von den Räumen, in denen gefeiert wurde, ziemlich weit entfernt.

Deshalb waren seine Schritte auch zu hören.

Die drei Gangster wurden aufmerksam.

»Da kommt jemand«, wisperte Jacques Ruminski. Sofort blieben er und die anderen stehen.

Sie befanden sich in einem kleinen Seitengang, der in den Hauptgang

mündete. Eng pressten sie sich gegen die Wand. Brodkin schickte Ruminski vor.

Der ehemalige Legionär wusste Bescheid. Er verstand auch ohne Worte. Mit einem Auge peilte er um die Gangecke. Nicht einmal eine Sekunde benötigte er, um im Bilde zu sein.

Er zuckte wieder zurück und drehte den Kopf. »Der Diener kommt«, raunte er.

»Wann ist er hier?«

»In ein paar Sekunden.« Ruminski zog schon sein Messer und hielt die Klinge stoßbereit.

Da packte Brodkin sein Gelenk. »Mach es anders!«, zischte er.

Jacques Ruminski verzog das Gesicht. Er fügte sich aber.

Und Henry kam. Völlig ahnungslos erreichte er die Stelle, wo die beiden Gänge ineinander mündeten.

Die Faust schoss vor mit einer Wucht einer Dampframme. Henry wurde völlig überrascht. Er sah auch nicht, wer ihn überrumpelte, spürte nur den reißenden Schmerz am Kopf, und für ihn ging die Welt in einem feurigen Wirbel unter.

Bewusstlos fiel er zu Boden.

Ruminski zog den Diener in den Seitengang. »Der wird erst einmal schlafen«, kommentierte er.

Brodkin nickte zufrieden. »Kommt«, sagte er. »Wir müssen weiter. Noch mehr Zeit möchte ich nicht verlieren.«

***

Vergangenheit

Wir waren nach Norden gefahren, hatten die Waldregion verlassen und ebenso die Berge. Jetzt lenkte ich den Ford durch ebenes Gelände und fuhr fast parallel zu einem kleinen Flusslauf.

Wir hörten das Rauschen des Wassers. Dazu pfiff der Nachtwind durch die zerstörte Scheibe. Es war wirklich keine Vergnügungsfahrt.

Über die Hälfte war der Tank bereits leer. Sehr weit konnten wir nicht mehr fahren, und ich fragte mich, wie wir mit der Spritmenge die Grenze erreichen sollten.

Dennis Draker war eingeschlafen. Er lag halb im Sitz und schnarchte mit offenem Mund. Die Reifen wühlten sich durch feuchtes Ufergelände. Zum Glück war es noch nicht schlammig, sodass wir den Umständen entsprechend gut vorankamen.

Vanessa hatte in den letzten dreißig Minuten kein Wort gesagt.

Jetzt sprach ich sie an.

»Wann erreichen wir das Sumpfgelände denn?«

Sie beugte sich vor. Ich spürte ihren warmen Atem an meinem Ohr. »Wir sind schon in den Ausläufern.«

Ich nickte. »Wenn der Boden so bleibt, ist es gut.«

Vanessa zerstörte meine Hoffnungen.
»Nein«, sagte sie. »Das Gelände wird schlechter.«
Ich sagte gar nichts. An Ärger hatte ich mich mittlerweile gewöhnt. Vanessas Hand streichelte meinen Nacken. Ich spürte die Wärme ihrer Haut, und ein wohliger Schauer durchrieselte mich.
»Sag, bist du wirklich eine Hexe?«
»Ja.«
Tief atmete ich ein. »Aber wieso, es gibt doch keine…«
»Doch, mein Lieber, es gibt Hexen. Nicht so, wie du sie vielleicht aus Geschichten kennst. Wir reiten nicht auf Besen durch die Lüfte, aber wir sind existent. Nur gibt es auch bei uns Unterschiede. Viele meiner Schwestern haben sich mit dem Teufel verbündet. Auch ich sollte dies tun, habe es aber abgelehnt. Ich wollte nicht mit dem Bock buhlen.«
Sie machte eine Pause. Rasch fragte ich weiter: »Was geschah dann? Wie haben die anderen Hexen deinen Entschluss aufgenommen?«
»Sie haben mich ausgestoßen, und ich musste zusehen, wie ich mich durchschlug.«
»Dann gerietst du in Brodkins Hände.«
»Ja, er fing mich regelrecht ein. Ich war in der Umgebung bekannt. Brodkin machte den Leuten den Vorschlag, mich auf den Scheiterhaufen zu stellen. Sie waren sofort einverstanden, und Brodkin kassierte auch eine erkleckliche Summe. Ich wäre elendig verbrannt, wenn du mich nicht weggeholt hättest.«
Wieder spürte ich ihre Hand, und in meiner Kehle wurde es rau.
Ich räusperte sie frei und stellte die alles entscheidende Frage.
»Würdest du bei mir bleiben, Vanessa?«
Jetzt war es heraus.
»Für immer?«, erkundigte sie sich leise.
Ich nickte stumm.
»Ja.«
Vor Freude schlug mein Herz heftiger. Ich hätte in diesen Augenblicken die ganze Welt umarmen können. Mein Gott, ich benahm mich ja wie ein Primaner. Ich gab meiner Stimme einen möglichst festen Klang, als ich fragte: »Und du hast keine Sehnsucht nach Rumänien?«
»Nicht mehr.«
»Wo möchtest du denn leben?«
Die Antwort kam zögernd. Dann aber sagte Vanessa: »In England. Am liebsten würde ich in England leben. Aber du bist Amerikaner, nicht wahr?«
Ich winkte lachend ab. »Na und? Was spielt das für eine Rolle? Meine Heimat ist die ganze Welt. Ich fühle mich überall zu Hause. Ob in den Staaten, in England oder Indien. Nur nicht gerade hier in Rumänien«, fügte ich noch hinzu.

Vanessa lachte. »Das kann ich verstehen.«

Wir fuhren weiter. Der Ford hoppelte über die Bodenwellen. Grassoden kratzten und schleiften an der Auspuffwanne. Die Scheinwerferstrahlen tanzten auf und nieder. Ich sah lange Buschreihen und auch Schilffelder in ihrem Licht auftauchen.

Wir hatten den Sumpf erreicht.

Ich weckte Dennis Draker.

Er fuhr hoch. »Was ist? Sind wir schon da? Wo geht's lang?«

»Komm erst einmal zu dir«, sagte ich. »Wir haben das Sumpfgebiet erreicht.«

»Dann sind wir ja bald an der Grenze.«

»Fast«, erwiderte Vanessa. »Es ist höchstens noch eine Strecke von zwei Meilen.«

Über die breite Donau brauchten wir nicht. Aber wir mussten einen anderen Grenzfluss überqueren. Die Nera, ein wesentlich schmaleres Gewässer, das sich in Schlangenlinien durch den Sumpf wand.

Urplötzlich zog Nebel auf. Von einem Augenblick zum anderen steckten wir in der dicken grauen Suppe. Ich fluchte, Dennis schimpfte auch, nur Vanessa blieb ruhig.

»Im Nebel können auch die Grenzposten nichts sehen«, gab sie zu bedenken.

Dennis lachte. »Da hat sie Recht.«

»Und wenn wir die Orientierung verlieren?«, wandte ich ein.

»Wir müssen uns eben nur in der Nähe des Flusses halten«, sagte Vanessa. »Dann ist es überhaupt nicht so schwierig.«

»Dein Wort in meinen Ohren«, sagte Dennis, beugte sich vor und versuchte vergeblich, den Nebel mit seinen Blicken zu durchdringen. Graue Schwaden zogen träge durch die offene Scheibe. Es wurde empfindlich kühl. Ich war nur froh, dass der Rothaarige kein richtiges Zielwasser getrunken hatte. Die Schrotladung hätte von uns nicht mehr viel übrig gelassen.

»Gibt es denn hier keinen verdammten Pfad?«, schimpfte Dennis.

»Ich sehe uns schon…«

Er brauchte nicht mehr weiterzusprechen. Urplötzlich steckten wir fest. Ich hörte es noch klatschen, dann sank die Kühlerschnauze des Wagens in einen Tümpel. Sofort schwappte das grün schillernde Wasser über die Haube.

»Endstation!«, rief ich. »Aussteigen.«

Wir kletterten aus dem Wagen. Bis zu den Knöcheln sank ich ein.

Dennis und Vanessa erging es nicht besser.

Wir trafen am Heck des Wagens zusammen und berieten. Viel gab es ja nicht zu sagen. Wir mussten die Karre stehen lassen, ließen auch unser Gepäck dort und machten uns zu Fuß auf den Weg.

Durch den Nebel und in einem tückischen Sumpfgelände. Es war der

perfekte Wahnsinn, aber es gab für uns keine andere Chance.
Wir mussten da durch.
Vanessa hatte vorgeschlagen, sich in der Nähe des Flusses zu halten. Vorhin hatten wir noch sein Rauschen gehört, jetzt schluckte der verdammte Nebel auch die Geräusche. Wir wussten jedoch ungefähr, wo der Fluss lag, und bewegten uns in dieser Richtung voran.
Dabei hatten wir Glück im Unglück. Wir marschierten immer am Rand des Sumpfs vorbei. Der Boden war einigermaßen begehbar.
Einmal nur sank ich bis zu den Knien ein.
Vanessa lief barfuß. Es machte ihr nicht das Geringste aus. Sie war an so etwas gewöhnt.
Dann hörten wir wieder das Stöhnen des Wassers. Unser Optimismus stieg. Der Fluss war also ganz in der Nähe. Vanessa blieb plötzlich stehen. »Wir müssen vorsichtig sein«, wisperte sie. »Hier in der Nähe treiben sich immer Grenzposten herum. Gerade bei diesem Wetter schießen sie sofort. Ohne Warnung.«
Ich nickte.
Dennis hatte noch das Messer. Er wog die Klinge in der Hand.
»Damit richtest du nicht viel aus«, sagte ich. »Mit dieser Küchenschabe kannst du höchstens Kartoffeln schälen.«
»Besser als nichts.«
Wir gingen weiter. Noch vorsichtiger jetzt. In der unmittelbaren Nähe des Flusses wurde der Nebel noch dichter. Neben uns gluckerte und schmatzte es. Geisterhaft tauchten Büsche und Sträucher auf.
Wenn der Nebel sie umtanzte, sah es so aus, als wenn sie ein Eigenleben führten.
Wir spitzten die Ohren und lauschten auf jedes Geräusch. Ich wartete auf das Klirren von Waffen oder auf befehlsgewohnte Stimmen, doch nichts von dem traf ein. Nur das Rauschen des Flusses war unsere einzige Begleitmusik.
Der Boden wurde jetzt schlammig. Es war sogar schwierig für uns, das Gleichgewicht zu halten. Aus dem Boden ragende glitschige Wurzeln wurden zu reinen Stolperfallen.
Und dann spülte Wasser um unsere Füße.
Wir hatten den Fluss erreicht.
Wie eine dicke Wand lag der Nebel über dem gurgelnden Wasser.
Eine Wand, die ständig in Bewegung war, hin und her waberte und deren Schlieren regelrechte Kreisel bildeten.
Das Ufer war flach. Wir konnten ohne Mühe in das Wasser waten.
Große Angst hatte ich vor der Kälte des Wassers und vor den verdammten Minen.
Ich fragte Vanessa danach.
Sie hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob der Fluss vermint ist«, sagte sie. »Aber möglich ist es.«

»Hoffen wir, dass er es nicht ist«, erwiderte ich.
Dennis schlug mir auf die Schulter. »Es hilft nichts, James, wir müssen rüber.«
»Tief ist er nicht«, erklärte Vanessa. »Man kann fast hindurchwaten. Aber drüben am anderen Ufer müssen wir Acht geben. Dort haben die Jugoslawen Wachtürme aufgestellt.«
»Die ihnen im Nebel nichts nützen«, sagte ich optimistisch. »Und jetzt los, ehe wir hier festwachsen.«
Ich hielt Vanessa an der Hand, als wir in das Wasser traten. Der Fluss war in der Tat eiskalt. Wir gingen ziemlich schnell, und plötzlich sackte ich bis zu den Hüften weg.
Vanessa schrie erstickt auf, Dennis fluchte. Ich wollte aus dem heimtückischen Loch krabbeln, als ich am Ufer harte Stimmen vernahm.
Ich verstand nicht, was sie sagten, wusste jedoch, was sie meinten.
Wir sollten stehen bleiben.
Genau das wollten wir nicht. Nicht so dicht vor dem Ziel.
Ich riss Vanessa mit mir, schrie Dennis noch etwas zu, und im nächsten Augenblick hörte ich das trockene Hämmern einer Maschinenpistole.
Ich warf mich auf den Rücken und sah ein Bild, das ich mein Leben lang nicht mehr vergaß.
Mit den Stiefeln stand einer der Soldaten im Wasser. Seine Waffe hielt er im Hüftanschlag. Der zweite Kerl stand etwas hinter ihm, im Nebel nur noch als Schatten zu erkennen.
Aber beide schossen.
Und trafen!
Dennis, mein Freund Dennis, fing die verdammten Kugeln auf. Sie trieben ihn zurück. Er riss in einer letzten verzweifelten Geste die Arme hoch und fiel dann ins Wasser.
Ich wollte schreien, doch da riss mir Vanessa die Beine weg. Sie dachte jetzt praktischer. Ich tauchte unter. Die Kälte des Wassers weckte meinen Überlebenswillen.
Und ich begann, zu schwimmen wie Vanessa auch.
Wir kraulten um unser Leben. Vom Ufer aus wurde noch geschossen. Die beiden Soldaten streuten mit ihren Garben den Fluss ab. Ich hörte, wie die verdammten Kugeln in das Wasser peitschten. Plötzlich kamen die Einschläge näher.
Ich schwamm wie ein Wahnsinniger. Schluckte Wasser, tauchte, kraulte weiter, warf mich hin und her, tauchte wieder unter und hatte nur eine Triebfeder.
Ich musste den Kugeln entkommen.
Vanessa hielt fantastisch mit. Sie schwamm neben mir. Und dann war plötzlich alles ruhig. Die Soldaten hatten aufgegeben. Und wir spürten

wieder Grund unter den Füßen.

Das andere Ufer lag dicht vor uns.

Wir waren gerettet. Aber um welchen Preis! Mein Freund Dennis Draker hatte sein Leben lassen müssen.

Erschöpft ließ ich mich in den Uferschlick fallen, weinte um meinen getöteten Freund, und wäre Vanessa nicht gewesen, für die es sich gelohnt hätte zu kämpfen, ich glaube, ich wäre noch einmal zurückgeschwommen und hätte den Hundesöhnen die Zähne gezeigt.

»Wir können nicht hier bleiben«, drängte sie. »Wir müssen weiter.«

Sie reichte mir die Hand und zog mich hoch.

Wir stolperten in die Nacht hinein. Irgendwann lichtete sich der Nebel. Wir erreichten eine schmale Straße, gingen auf ihr weiter und kamen zu einem Dorf.

Vanessa riskierte es und klopfte an die erstbeste Tür. Eine alte Frau öffnete uns. Sie schaute uns an und ließ uns schweigend eintreten. Sie hielt uns für politische Flüchtlinge. Und das war gut so, denn die Alte war eine Gegnerin des Systems.

Ich ließ sie auch in dem Glauben, trank heiße Ziegenmilch, hatte vorher schon meine Sachen ausgezogen und hockte, nur in eine Decke gehüllt, vor dem Kamin.

Vanessa erging es nicht anders.

Die Alte bereitete uns ein Lager auf dem festgestampften Lehmboden. Wir schliefen eng aneinander geschmiegt. Zum ersten Mal spürte ich Vanessas wunderbaren nackten Körper in meinen Armen.

Sie war sehr erschöpft und schlief sofort ein. Ich aber dachte an Dennis Draker, und in meiner Kehle setzte sich ein Kloß fest, der auch in der Frühe noch nicht gewichen war.

Am anderen Morgen fragte die Frau, wie es weitergehen sollte.

Ich hob die Schultern, sagte aber, dass wir unbedingt aus dem Land herausmüssten.

Unsere Helferin sah mich aus ihren hellwachen Augen nachdenklich an. »Hast du Geld?«, fragte sie dann.

Ich nickte zögernd.

»Gut, dann kann ich euch vielleicht außer Landes schaffen lassen. Meine Söhne werden das besorgen. Sie bringen euch quer durch das Land bis hin zur Küste. In Split kennen wir einen alten Kapitän, der hin und wieder nach Italien fährt. Er könnte euch unter Umständen mitnehmen, wenn ihr zahlt?«

»Wie viel?«, fragte ich nur.

Der Preis war horrend. So viel hatte ich kaum bei mir. Ich handelte die Alte jedoch herunter, sodass mir noch ein paar Scheine für die Passage blieben.

Zwei Tage später ging es los.

Es wurde eine Reise, die ich nie vergaß. Über Berge und verschneite

Pässe. Und alles nur auf dem Rücken eines Esels. Vanessa hielt sich bewundernswert. Als wir nach achtzehn Tagen endlich das Meer sahen, schickte ich ein Dankgebet zum Himmel. Doch wir mussten noch einmal drei Tage warten, ehe der Nebel über der Adria so dicht war, dass der Kapitän auslaufen konnte. Außer uns befanden sich noch drei Flüchtlinge an Bord. Wir sprachen während der Reise nicht ein Wort miteinander.

Schließlich erreichten wir Italien. Und von dort aus war alles nur noch ein Kinderspiel. Wir heirateten in den Staaten, zogen aber nach Schottland. Ich kaufte ein Schloss. Vanessa fühlte sich wohl. An Brodkin dachte ich kaum noch.

***

Gegenwart

James King nahm einen Schluck aus dem Weinglas und strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Ja«, sagte er mit leiser Stimme, »so ist es damals gewesen.«

Damona King wusste nicht, was sie von all dem halten sollte. Sie schaute ihre Mutter an. »Na, dann bist du ja…«

Vanessa nickte lächelnd. »Sprich es ruhig aus. Ja, ich bin eine Hexe.«

Das schwarzhaarige einundzwanzigjährige Mädchen schluckte.

»Und ich? Was ist mit mir?«

Vanessa wandte sich an ihren Mann. »Sag du es ihr, James.«

James King erhob sich, schritt auf das verhängte Fenster zu und drehte sich kurz vorher um, damit er seiner Tochter ins Gesicht schauen konnte. »Ich habe dir vorhin erzählt, dass deine Mutter Hexenfähigkeiten besitzt. Geschwächt zwar, aber immerhin. Du, Damona, hast diese Fähigkeiten übernommen, vielleicht sogar stärker als deine Mutter. Das heißt, du bist ebenfalls eine Hexe!«

Damona senkte den Kopf. Tief holte sie Atem. »Aber… ich … ich habe doch von alldem nichts bemerkt«, flüsterte sie. »Ich meine, wenn ich eine Hexe wäre, dann …«

Vanessa King strich ihrer Tochter über das Haar. »Deine Fähigkeiten schlummern tief in dir, Darling. Sie müssen erst noch geweckt werden. Aber dass du eine Hexe bist, das habe ich gespürt.«

Damona hob den Kopf. In ihren Blicken schimmerte Unverständnis. »Aber Hexen sind… ich meine …«

Jetzt lachte Vanessa. »Du meinst, sie sind böse?«

Damona nickte.

»Dad hat es dir doch erzählt. Es gibt solche und solche. Da du meine Tochter bist, hast du auch meine Erbanlagen mitbekommen. Und ich habe mich damals gegen meine Schwestern gestellt.«

»Haben sie nie versucht, dich zurückzuholen?«, fragte Damona.

»Das wäre doch durchaus im Bereich des Möglichen. Du bist

abtrünnig und die anderen…«

»Keine Angst«, erwiderte Vanessa. »Sie haben meine Spur verloren.«

»Und dieser Brodkin?«

Plötzlich herrschte Schweigen im Raum. Niemand wollte antworten. James King schaute betreten in sein Glas, Vanessa blickte zu Boden, und Damona wurde unruhig.

»Was ist denn? Redet!«

Jetzt sprach James King. »Er hat uns nicht vergessen«, antwortete er. »Brodkin ist ein Hasser. In den ersten Jahren unserer Ehe hörten wir nichts von ihm. Dann kamen aber Briefe, in denen er uns seine Rache ankündigte.«

»Was habt ihr unternommen?«, wollte Damona wissen.

»Nichts. Gar nichts. Bisher ist nie etwas geschehen.«

»Aber es könnte etwas passieren.«

James King nickte.

Damona schaltete schnell. »Das heißt, dieser Brodkin würde sich sicher nicht nur an Ma rächen wollen, sondern an uns allen.«

»Das ist zu befürchten«, gab James King zurück.

»Kann denn da die Polizei nichts machen?«, fragte Damona.

James King lachte. »Haben wir Beweise? Er hat sich nichts zuschulden kommen lassen. Nicht in England.«

»Weißt du denn, wo er sich aufhält?«, fragte Damona.

»In Frankreich.«

»Also nicht weit von hier.« Damona strich sich über die Stirn. »Da müsste man doch etwas tun können. Jetzt, wo ich alles weiß, möchte ich nicht mehr mit der Angst im Nacken weiterleben.«

Vanessa presste ihre Tochter an sich. »Das brauchst du auch gar nicht, mein Kind. Aber lassen wir das Thema vorläufig. Es passt nicht zu dem heutigen Tag. Kommen wir zu deinem Geburtstagsgeschenk. Du wirst überrascht und vielleicht auch erfreut sein«, sagte sie. »Je nachdem.« Während sie sprach, ging sie auf eine Kommode zu, zog dort die oberste Schublade hervor und nahm ein kleines Päckchen heraus. Es war etwa so groß wie der Schmuckkasten für einen Ring. Vanessa öffnete den Deckel und ging auf ihre Tochter zu.

»Sieh ihn dir genau an«, sagte sie. Ihre Stimme klang dabei rau.

Damona King senkte den Blick.

Auf feinstem Samt lag ein Stein. Er sah aus wie ein übergroßer Tropfen, schillerte grünlich, wechselte aber dann die Farbe, je nachdem, aus welchem Blickwinkel man den Stein ansah. Einmal war er blau, dann wieder rot, dann plötzlich tiefschwarz.

Vanessa sprach mit leiser Stimme. »Dieser Stein, Damona, ist das Wertvollste, das ich dir schenken kann. Durch ihn bist du in der Lage, Kräfte zu beschwören, die normalerweise tief verborgen sind. Lege den Stein nie ab, er wird dich sicher durch dein weiteres Leben

führen. Ich kann dir jetzt die Fähigkeiten nicht aufzählen, die in ihm stecken. Die wirst du erst im Laufe der Zeit herausbekommen, aber noch einmal, trenne dich nie von ihm.«

Etwas ratlos hob Damona die Schultern. »Ich verstehe das alles nicht so recht. Woher hast du diesen Stein, Ma?«

»Das ist eine sehr lange Geschichte, Kind. Angeblich soll der Stein aus Deutschland stammen. Vom Blocksberg, der ja bekanntlich Treffpunkt der Hexen war. Genaues weiß niemand. Ich habe den Stein ebenfalls von meiner Mutter geerbt, und sie hat ihn von ihrer Mutter. Du siehst, er hat eine alte und auch wechselvolle Geschichte hinter sich. Und jetzt bekommst du ihn. Nimm ihn und lege ihn nie ab, denn nur er wird dich vor den Gefahren schützen, die noch auf dich zukommen.«

»Welche Gefahren denn?«, fragte Damona.

Ihre Mutter lächelte schmerzlich. »Du bist die Letzte in einer langen Kette, Damona. Auf dich wird sich all der Hass deiner ›Schwestern‹ konzentrieren. Sie werden versuchen, dich zurückzuholen, wieder in ihren Kreis aufzunehmen. Wehr dich dagegen, kämpfe gegen sie an und versprich mir in die Hand, Damona, dass du in Zukunft deine Kräfte nur für die Sache des Guten einsetzen wirst!«

Vanessa hielt ihrer Tochter die Rechte hin.

Damona zögerte noch. In ihrem Kopf wirbelten die Gedanken. Zu viel war in der letzten Zeit auf sie eingestürmt. Sie musste sich erst alles in Ruhe durch den Kopf gehen lassen und das Durcheinander ordnen.

Zögernd streckte auch sie ihre rechte Hand aus. Dann aber griff sie fest zu.

Mutter und Tochter schauten sich an.

Tränen schimmerten in Vanessas Augen, und auch Damona King schluckte. »Ich… ich … verspreche es!«, flüsterte sie. »Ich schwöre, nur für die Sache des Guten zu kämpfen. Du – ihr könnt euch auf mich verlassen. Ich werde nie zu meinen Schwestern zurückkehren und sie bekämpfen, wenn sie der Sache des Guten entgegenarbeiten. Ich weiß, Ma, welches Erbe ich übernommen habe. Dad und du – ihr könnt euch auf mich verlassen.«

Vanessas Gesicht blieb unbewegt, als sie den Stein von dem Samtkissen herunternahm.

Das Kleinod hing an einer silbernen Kette. Vanessa streifte sie ihrer Tochter über den Kopf, und zum ersten Mal spürte Damona den Stein auf ihrer nackten Haut.

Ein seltsames Gefühl überkam sie.

Dieser Stein, der in seiner grünen Grundfarbe doch etwas kalt wirkte, verbreitete eine Wärme, die durch ihren gesamten Körper floss. Von den Haaren bis zu den Zehenspitzen. Und sie fühlte die Kraft, die sie plötzlich erfüllte.

Damona schluckte.

Sie schaute in die ernsten Augen ihrer Mutter, sah auch das Gesicht ihres Vaters und die schmalen Lippen, die sich zu einem Lächeln verzogen.

»Danke«, hauchte Damona, »danke, dass ich mir so viel Vertrauen entgegenbringt. Nur eins verstehe ich nicht.«

»Frag«, forderte Vanessa ihre Tochter auf.

»Warum behältst du den Stein nicht, Ma? Warum gibst du ihn mir? Ein Erbe tritt man doch immer nach dem Tod an.«

»Das ist richtig«, erwiderte die ehemalige Hexe. »Nur muss ich dir sagen…« Vanessa schluckte.

»Ma!«, rief Damona.

»Um es kurz zu machen, Darling, dein Vater und ich werden wohl nicht mehr lange leben!«

Jetzt war es heraus.

Damona erstarrte. Schrecken, Entsetzen und Unglaube malten sich auf ihrem Gesicht ab. »Das kann doch nicht wahr sein«, flüsterte sie.

»Das ist unmöglich. Du darfst so etwas nicht sagen. Bitte, sag, dass es nicht stimmt.«

»Das kann ich nicht.«

Damona wandte sich an ihren Vater. »Sie lügt doch – oder?«

James King schüttelte den Kopf. »Deine Mutter hat Recht, Damona.«

Das junge Mädchen war verzweifelt. »Aber woher weißt du das? Ich meine, man kann doch seine Todesstunde nicht einfach vorhersagen.«

»Vergiss nicht, dass ich eine Hexe bin«, gab Vanessa zu bedenken.

Damona schlug sich gegen die Stirn. »Ich begreife das alles nicht. Es war wohl etwas viel in den letzten Stunden.«

Vanessa warf ihrem Mann einen langen Blick zu. Dann sagte sie:

»Er will es dir erklären, Kind.«

»Ja, bitte…«

James King holte noch einmal tief Atem, bevor er begann. »Wie du ja inzwischen weißt, ist deine Mutter eine Hexe. Sie hat zwar einige ihrer ursprünglichen Fähigkeiten verloren, doch viele sind geblieben. Die meisten waren verschüttet, erst im Laufe der Zeit haben wir wie gemeinsam erweckt. So besaß deine Mutter plötzlich wieder die Gabe der Hellseherei. An bestimmten Tagen – und wenn die Gestirne günstig standen – konnte sie in die Zukunft blicken. Und sie sah ihren und meinen Tod voraus.«

»Wie werdet ihr sterben?«, rief Damona und bereute es im gleichen Augenblick, die Frage gestellt zu haben. Sie sprach bereits so, als wären ihre Eltern tot.

James King lächelte etwas verloren. »Wir sterben nicht eines normalen Todes, sondern durch die Hand eines Mörders.«

»Und wisst ihr, wer dieser Mann ist?«

»Ja. Brodkin!«

Damona King erschrak bis ins Mark. »Dann hat er nicht aufgegeben, euch zu hassen«, murmelte sie. »Mein Gott, wie schrecklich.«

Damona schüttelte den Kopf. »Aber ist das, was du bisher gesehen hast, alles eingetroffen, Ma?«

»Leider.«

Damona schluckte. Nervös knetete sie ihre Hände. Eine Frage blitzte in ihrem Hirn auf. »Hast… hast du … auch mein Schicksal gesehen?«, erkundigte sie sich mit belegter Stimme.

»Du wirst leben«, lautete die Antwort ihres Vaters.

»Aber was soll ich denn allein auf der Welt?«, schrie das Mädchen verzweifelt. »Ohne euch. In diesem Schloss…«

»Denk an dein Erbe«, sagte ihre Mutter. »Du hast ein schweres Los übernommen. Setze all deine Kräfte für die Sache des Guten ein. Der Stein wird dir helfen.«

Damona senkte den Blick. Das Erbstück schimmerte in dem Tal zwischen ihren Brüsten. Sie sagte: »Ich weiß ja gar nicht, welche Kräfte in diesem Stein konzentriert sind. Es ist alles so rätselhaft, so eigenartig. Ich verstehe vieles nicht.«

»Du wirst es noch lernen«, erwiderte Vanessa King. »Vor allen Dingen ist dieser Stein ein Bindeglied zwischen dir und mir.«

»Jetzt begreife ich gar nichts mehr.«

Vanessa King lächelte schwach. »Wenn ich gestorben bin, Damona, wird meine stoffliche Hülle vergehen. Doch mein Geist wird zwischen den Dimensionen schweben, und zwar dort, wo alle vereint sind, wo Glück und Frieden herrschen und die unheilvollen Mächte keinen Einfluss mehr haben. Leider kann ich dich dann nicht mehr aktiv unterstützen, aber durch meinen Rat werde ich dir helfen. Wenn du meine Stimme in deinen Gedanken hörst, konzentriere dich. Dann wirst du Tipps und Ratschläge bekommen, sodass du das Gefühl hast, dass ich immer bei dir bin. Und noch etwas«, sagte Vanessa schnell, als sie merkte, dass ihre Tochter eine Zwischenfrage stellen wollte. »Du siehst den Spiegel dort an der Wand mit seiner matten Oberfläche?«

»Ja, Ma?«

»Dieser Spiegel spielt in deinem weiteren Leben ebenfalls eine wichtige Rolle. Wenn das Sonnenlicht durch das erste Fenster dieses Raumes in einem Winkel von fünfundvierzig Grad auf deinen Stein fällt, und dieser wiederum den Lichtstrahl in den Spiegel reflektiert, dann wirst du dort auf der matten Oberfläche Dinge sehen, die dich unmittelbar berühren, jedoch erst in der Zukunft stattfinden. Es können schreckliche Bilder sein, aber auch besonders schöne. Das kommt ganz darauf an. Nutze diese Chance, die dir einen Vorsprung vor allen übrigen Menschen gibt, und setz all deine Kräfte ein, um das

Böse in der Welt zu bekämpfen. Leider gibt es genug davon.«

Damona schwieg. Urplötzlich kam sie sich so allein und verlassen vor. Wenn ihre Eltern tatsächlich starben, stand sie völlig einsam auf der Welt. Damona wusste nicht, wie sie sich zurechtfinden sollte.

»Wann… wann wird es denn so weit sein?«, flüsterte sie.

»Du meinst, wann wir sterben?«

»Ja.«

»Das weiß ich nicht, mein Liebling. Es kann heute noch geschehen, vielleicht auch morgen oder erst in einem Monat. Eine genaue Zeit habe ich nicht herausfinden können und wirst du auch nicht herausfinden, wenn du zukünftige Ereignisse im Spiegel siehst. Das ist das einzige Manko.«

James King mischte sich ein. »Auf jeden Fall werden wir versuchen, die trüben Gedanken zu vergessen und auf unser Geburtstagskind anstoßen.« Er füllte die Gläser mit einem schweren Rotwein, reichte zuerst seiner Frau und dann Damona das Glas.

Die Kings sahen sich an. »Auf dich, Damona«, sagte James und hob sein Glas.

Da flog die Tür auf. Sie knallte gegen die Wand, wurde zurückgestoßen und von einem Fuß gestoppt.

Drei Männer stürmten in den Raum.

An der Spitze Brodkin.

Zwei Kerle waren bewaffnet. Der einäugige trug eine Maschinenpistole und Ruminski einen Revolver.

Brodkin aber hatte die Hände in die Manteltaschen geschoben und lachte hässlich. »Trinkt aus, Freunde!«, rief er, »es wird sowieso euer letzter Schluck sein…«

***

Der Weg war doch beschwerlicher, als Mike Hunter es sich vorgestellt hatte. Zusätzlich hatte der Wind gedreht. Er blies jetzt von vorn und setzte dem jungen sympathischen Detektiv einigen Widerstand entgegen.

In Topform fühlte Mike sich nicht. Die letzte Stunde war hart genug gewesen, und seine Befreiungsversuche hatten an den Kräften gezehrt. Ein zweites Mal würde Mike sich nicht überrumpeln lassen, das nahm er sich felsenfest vor.

Mühsam stapfte er hinauf. Wenn er den Kopf hob, sah er das Schloss. Der Haupttrakt überragte die hohe Mauer. Mike Hunter glaubte, hinter einigen Fenstern einen Lichtschimmer zu sehen. Ein Licht, das durch Vorhänge etwas gedämpft wurde.

Dann begann es noch zu regnen. Dicke Tropfen fielen vom wolkenschweren Himmel, wurden vom Sturm gepackt und fast waagerecht gegen den einsamen Wanderer geschleudert.

Als Mike Hunter schließlich vor dem Schloss stand, war er bis auf die Haut nass.

Jetzt suchte er nach einem Eingang. Das Haupttor war verschlossen, und es sah auch nicht so aus, als würde es sich so ohne weiteres öffnen lassen.

Doch das Wort aufgeben, war für Mike ein Fremdwort. Er wischte sich das Regenwasser aus dem Gesicht und ging weiter. Seine Füße patschten durch Pfützen, als er sich der kleinen Seitenpforte näherte.

Es war mehr Zufall, dass er diesen Weg nahm. Nicht als Zufall nahm er hin, dass die Pforte offen stand.

Also hatten die drei Männer ebenfalls diesen Weg genommen.

Mike hatte sich schon vorsichtig bewegt, doch nun wurde er noch vorsichtiger. Er schlich auf Zehenspitzen über den Innenhof und lauschte auf jedes Geräusch.

Außer dem monotonen Rauschen des Regens war nichts zu hören.

Mike riskierte es und knipste eine kleine Lampe an, die er immer bei sich trug. In dem dünnen feinen Lichtstrahl suchte er nach einer Möglichkeit, wie er am besten in das Schloss gelangen konnte.

Das Glück, hier offene Türen zu finden, hatte er diesmal nicht.

Aber er fand die Kellerluke. Die Eindringlinge vor ihm hatten sie nicht verschlossen.

Mike Hunter war zufrieden.

Er rutschte in den stockfinsteren Keller, orientierte sich wieder mit Hilfe des Lampenstrahls, sah die Treppe und schritt über die Stufen nach oben.

Danach fand er eine offen stehende Tür. Ein zufriedenes Lächeln legte sich auf seine Lippen.

Spuren hinterließ Mike Hunter genug. Von seiner Kleidung tropfte das Wasser. Wo er hingegangen war, bildete sich ein feuchtes Rinnsal.

Mike Hunter musste sich erst einmal orientieren. Schlösser und Burgen kannte er bisher nur von Besichtigungen. Er wusste aber noch, wo sich ungefähr der Haupteingang befinden musste.

Den suchte er und fand ihn.

Wie schon der Butler, schlich auch er an der Ahnengalerie vorbei, ging dann weiter und blieb plötzlich wie vom Donner gerührt stehen.

Mike Hunter hatte ein Stöhnen gehört.

Und das ganz in der Nähe.

Sicherheitshalber zog er seinen Revolver. Kühl lag das Metall in seiner Hand. Es blinkte im Licht der hohen Deckenleuchte. Ein Seitengang tauchte auf. Das Stöhnen wurde lauter. Mike kam zu dem Schluss, dass das Geräusch aus dem Seitengang drang.

Mit schussbereiter Waffe sprang er vor die Einmündung.

Der Mann lag am Boden.

Der Detektiv steckte den Cobra-Colt wieder weg, machte zwei große

Schritte und ging neben dem Verletzten in die Knie. Der Mann trug über seinem Schlafanzug einen Morgenmantel. Er lag auf dem Bauch und versuchte vergeblich sich hochzustemmen. Sein Nacken war angeschwollen, dort musste ihn der Schlag getroffen haben. Zusätzlich blutete er noch an der Stirn. Diese Wunde hatte er sich wohl beim Sturz zugezogen.

Mike Hunter drehte den Verletzten behutsam auf den Rücken. Das Gesicht des Mannes zeigte tiefe Falten. Das weiße Haar war bereits schütter und an der Stirn etwas gelichtet. Mike hatte es mit einem älteren Mann zu tun.

Er fühlte nach dem Puls. Normal war der Schlag nicht, ärztliche Behandlung tat Not.

Doch zuvor brauchte Mike Hunter einige Auskünfte. »Können Sie mich hören?«, flüsterte er. »Verstehen Sie mich?«

Der Butler öffnete die Augen, schaute Mike Hunter, den für ihn Fremden, an, und in seinem Blick war sofort wieder die Angst zu lesen.

»Keine Sorge«, beruhigte Mike den Verletzten, »ich gehöre nicht zu den anderen. Im Gegenteil, ich will ihnen an den Kragen.«

Mike wusste nicht, ob der Verletzte ihn verstanden hatte, auf jeden Fall begann er zu reden.

»Es… es waren drei«, flüsterte er. »Mehr habe ich nicht gesehen. Einer hat dann zugeschlagen.«

»Haben Sie eine Ahnung, was die hier wollten?«, fragte Mike.

»Nein. Vielleicht sind es Antiquitätenräuber. So etwas gibt es ja. Die rauben alte Schlösser und Burgen aus. Ich habe gehört, dass sie sogar vor einem Mord nicht zurückschrecken.«

»Das wird es wohl sein«, erwiderte Mike Hunter geistesabwesend.

Er fragte sich jedoch, was Brodkin und seine beiden Begleiter wirklich in diesem Schloss wollten. Die Theorie des Verletzten war wirklich nicht von der Hand zu weisen, und Mike konnte sich vorstellen, dass Brodkin auch in den schmutzigen Antiquitätenhandel einsteigen würde. Von obskuren Geschäften hatten er bisher noch nie die Finger gelassen.

Aber die Burschen, die er bei sich hatte, waren brutale Killer. Antiquitätendiebe killten nicht so leicht. Sie waren oft gar nicht mal bewaffnet, doch der Einäugige schleppte eine Maschinenpistole mit sich herum.

Das tat kein Dieb.

Mike kümmerte sich wieder um den Verletzten. »Kann ich was für Sie tun?«, fragte er.

»Ja, bitte. Bringen Sie mich in ein Zimmer.«

Behutsam hob Mike den Butler hoch, dessen Hals deutlich angeschwollen war. Er schritt durch den Haupteingang, und Henry

wies auf die am nächsten gelegene Tür. Dahinter lag ein Raum, in dem alte Möbelstücke standen. Sofort fiel Mike das große Sofa ins Auge.

Darauf legte er den Butler.

Henry bedankte sich.

»Ich werde zusehen, dass Sie so rasch wie möglich Hilfe bekommen«, versprach Mike.

An der Tür hielt ihn die Stimme des Butlers noch einmal auf. »Geben Sie Acht auf sich, Mister. Diese Kerle sind menschliche Bestien.«

Mike nickte. »Danke, ich weiß.« Dann schloss er leise die Tür hinter sich.

Den Weg zum Wohntrakt fand er rasch. Er wusste noch nicht, wie er gegen die drei Gangster vorgehen sollte, aber einen Mord wollte er unbedingt verhindern…

***

Erstarrt blieben die Kings stehen.

Und Brodkin genoss die Situation. Er lachte spöttisch. »Wie viele Jahre habe ich auf diesen Augenblick gewartet«, sagte er.

Bei Vanessa löste sich die Starre zuerst. »Wir haben bereits mit Ihnen gerechnet«, erwiderte sie kalt.

»Gut, du Hexe, gut. Dann weißt du auch sicher, weshalb wir hier erschienen sind.«

»Ich kann es mir zumindest denken.«

Brodkin trat einen Schritt vor. »Vor über zwanzig Jahren habe ich versprochen, dich zu verbrennen. Und ich bin ein Mann, der erstens seine Versprechungen einhält und zweitens immer seine Schulden begleicht. Die Leute aus Kölöczy hatten mich schon bezahlt, demnach bin ich ihnen noch etwas schuldig.«

James King stellte sein Weinglas weg. »Verlassen Sie sofort unser Haus!«, sagte er scharf.

»Halts Maul!«, zischte Brodkin. »Zu dir komme ich später noch. Und vor allen Dingen zu dir, Süße.« Er wandte sich der schreckensbleichen Damona zu. »Meine beiden Freunde werden sich freuen, wenn sie sich mit dir beschäftigen können. Verlass dich drauf.«

»Sie ekeln mich an!«, zischte Damona.

»Hoho.« Jetzt lachte Brodkin. »Ich ekele dich also an. Das wird sich rasch ändern.« Er streckte den Arm aus und versuchte Damona anzufassen. Deren Hand schlug zu. Sie klatschte in das fette Gesicht des Rumänen. Brodkin fluchte und rieb sich seine Wange.

»Sollen wir sie fertig machen?«, hechelte One-Eye-Jackson.

»Nein, die Wildkatze hebe ich mir für später auf. Aber dann bleibt kein Auge trocken.«

Brodkin wandte sich wieder Vanessa zu. »Hast dich ja gut gehalten, du kleine Hexe«, sagte er und grinste. Dann deutete er auf James King.

»Nun ja, er hat dir bestimmt allerhand geboten.«

»Was wollen Sie?«, fragte Vanessa. Hochaufgerichtet stand sie vor dem Rumänen. Sie war längst nicht so ängstlich, wie er gedacht hatte. Und das irritierte ihn.

»Du hast das schon einmal gefragt, Vanessa.«

»Ich will es aber genau wissen.«

»Bitte sehr, dann sage ich es dir. Wir sind gekommen, um dich umzubringen. Verbrennen werden wir dich nicht. Heutzutage mache ich so etwas mit einer Kugel. Aber nicht nur du allein wirst sterben. Auch die übrige King-Brut. Dein Kerl und hinterher auch die Puppe. Lange genug habe ich warten müssen. Jetzt ist es aus.«

»Haben Sie schon gemordet?«, fragte Vanessa. »Macht es Ihnen nichts aus, drei Menschenleben auszulöschen?«

»So etwas zählt für mich nicht«, gab Brodkin zu. »Ich lebte nur für meine Rache. Und die Freunde, die ich mitgebracht habe, sind Spezialisten in ihrem Job. Das kannst du mir glauben. Wer von euch will den Alten nehmen?«

One-Eye-Jackson meldete sich. »Ich mache das.«

»Okay. Los, King, an die Wand mit dir!«

James straffte sich. »Ich denke gar nicht daran.«

Brodkins Gesicht verzerrte sich. »Gib es ihm, One-Eye!«

Der Einäugige schlich auf James King zu. Dann hob er die Maschinenpistole, schoss aber nicht, sondern prellte den Lauf nach vorn. James King krümmte sich.

Damona drehte durch. »Bestie!«, schrie sie, sprang auf One-Eye-Jackson zu und wollte ihm die Fingernägel durchs Gesicht ziehen.

Jacques Ruminski feuerte.

Nur eine Handbreit entfernt strich die Kugel an Damonas Gesicht vorbei.

Als wäre sie vor eine Wand gelaufen, so hastig blieb sie stehen.

Bleich im Gesicht und mit Todesangst in den Augen.

»Wenn du noch einmal durchdrehst, schießt dir mein Freund die Kugel in den hübschen Kopf«, warnte Brodkin.

Jetzt wusste Damona, wie brutal dieser Mann war und dass ihr Vater bei seinen Erzählungen noch untertrieben hatte. Eine grausame Vergangenheit hatte sie eingeholt, um die Zukunft auszulöschen.

»Bleib bei mir, Damona«, sagte Vanessa King.

»Ja«, meinte der Rumäne. »Noch kannst du sie beschützen. Aber erst einmal wirst du sehen, wie dein Vater stirbt, Süße. Bist du so weit, One-Eye-Jackson?«

»Alles klar.«

Der Einäugige hatte James King gegen die Wand getrieben. Der Schlossbesitzer stand zwischen zwei hohen Regalen und presste sich mit dem Rücken gegen die Holztäfelung der Wand.

Drei Schritte Abstand nahm One-Eye-Jackson. Lässig hielt er die Maschinenpistole im Hüftanschlag, sein Finger berührte den Abzug.

Eine winzige Bewegung nur, und die Bleischleuder würde ihre tödliche Garbe aus dem Lauf pressen.

Noch nie war Damona King mit so viel Grauen konfrontiert worden. Bisher war sie wohl behütet aufgewachsen, hatte in Internaten gelebt und auch dort ihre Ausbildung erhalten. Gangster kannte sie höchstens aus dem Kino oder vom Fernsehen.

»Kannst du denn nichts tun?«, raunte sie ihrer Mutter zu. »Du bist doch eine Hexe.«

Vanessa schüttelte den Kopf.

»Hört auf zu flüstern!«, schrie Brodkin. »Los, Einauge, mach nicht so viel Wind und schieß den Hundesohn nieder!«

Damona merkte, wie ihre Knie weich wurden. Sie begann zu zittern, ihr Körper bebte. Ihre Lippen bewegten sich, murmelte sinnlose Worte. Kalt lag der Stein auf ihrer Brust. Auch er half ihr in diesen schrecklichen Momenten nicht.

Breitbeinig stellte sich der Mörder hin, schwenkte die Maschinenpistole ein wenig nach links.

James King blickte dem Tod ins Auge. Dem Tod in Form einer kleinen, hässlichen, dunklen Mündung.

Alle Anwesenden konzentrierten sich auf den Mörder und dessen Opfer. Niemand schaute zur Tür.

Und von dort gellte plötzlich eine scharfe Stimme auf.

»Wenn auch nur einer von euch Galgenvögeln mit der Wimper zuckt, ist er ein toter Mann!«

***

One-Eye-Jackson zuckte als Erster zusammen, doch sein Zeigefinger bewegte sich nicht. Mike Hunter trat über die Schwelle. In seinen Augen leuchtete es kalt. »Schätze, da bin ich noch einmal zur rechten Zeit gekommen«, sagte er.

»Treibst du den Bluff nicht ein wenig zu weit, mein Freund?«, fragte Brodkin mit öliger Freundlichkeit.

»Glaube kaum, dass es ein Bluff ist.«

Brodkin blieb gelassen. »Wenn du One-Eye-Jackson erschießt, wird er trotzdem immer noch die Kraft haben, um abzudrücken. Und dann ist der gute Schlossherr eine Leiche. Du siehst, so schlecht stehen unsere Chancen nicht.«

Vanessa rief: »Lassen Sie sich nicht bluffen, junger Mann! Bleiben Sie am Ball!«

»Und ob!«, knirschte Mike Hunter.

Jacques Ruminski hatte bisher noch gar nichts gesagt. Er hielt nach wie vor seine Luger im Anschlag und beobachtete die Anwesenden.

In seinen dunklen Augen war kein Gefühl zu erkennen. Er blieb eiskalt und gelassen.

»Seien Sie vernünftig, Hunter«, meldete sich der Rumäne. »Wir können uns arrangieren. Sie bekommen fünfzigtausend Dollar, wenn Sie hier verschwinden. Den Scheck schreibe ich Ihnen gleich aus. Wie wär's damit?«

»Nein«, sagte Mike.

Brodkin lächelte maliziös. »Hunderttausend.«

»Bin ich Ihnen so viel wert?«

»Sicher.«

»Nun ja«, meinte Mike, »man könnte darüber reden.«

Brodkins Lächeln wurde falscher und breiter. »Jeder Mensch hat seinen Preis« kommentierte er mit Genugtuung, »der eine mehr, der andere weniger. Sie gehören schon zur Spitze, Hunter. Ich weiß nicht, wer Sie sind und weshalb Sie hinter mir her sind, aber das ist mir egal. Sie bekommen einen Barscheck, und dann ist für Sie die Sache erledigt. Was wir hier machen, hat Sie nicht mehr zu interessieren. Okay?«

»Einverstanden.«

»Darf ich in die Tasche greifen und mein Scheckbuch sowie einen Federhalter hervorholen?«, fragte Brodkin.

»Bitte sehr.«

Vorsichtig holte Brodkin beides hervor. Mike ließ seinen Blicke inzwischen schweifen. Die beiden Killer hatten sich wieder entspannter hingestellt. Die Mündung der Maschinenpistole wies etwas schräg an James F. King vorbei.

Nie würde Mike jedoch die Blicke vergessen, mit denen ihn die Frauen bedachten. Vor allen Dingen das junge Mädchen schaute ihn so verachtend an, dass Mike am liebsten im Boden versunken wäre.

Und gerade Damona war es, deren Schönheit ihn von der ersten Sekunde an fasziniert hatte. Er hatte sich regelrecht in das schwarzhaarige Girl verknallt.

Der Rumäne beugte sich nieder, um den Scheck auszufüllen.

Schon fuhr die Feder über das Papier.

Mike Hunter trat zwei Schritte vor. Er stand jetzt neben Brodkin und sah zu, wie er schrieb.

»Hunderttausend«, murmelte der Rumäne. »Damit kann sich auch heute noch ein schönes Leben machen. Ich an…«

Weiter sprach er nicht. Urplötzlich hatte Mike Hunter zugeschlagen. Der Revolverlauf traf den feisten Nacken des Rumänen. Brodkin brach zusammen. Schwer fiel sein Kopf auf die Tischplatte. Der Federhalter rutschte ihm aus den Fingern.

Sofort sprang Mike Hunter zurück, riss dabei den Scheck vom Tisch und zerfetzte ihn. »Okay, Freunde«, rief er, »einer weniger.«

Da drehte One-Eye-Jackson durch. »Du Hund!«, brüllte er, fuhr herum, schwenkte die MPi in Mikes Richtung und feuerte.

Im nächsten Augenblick war die Hölle los…

***

Mike Hunter ließ sich blitzschnell zu Boden fallen. Bevor er landete, sah er es noch rotgelb vor der Mündung der Maschinenpistole aufblitzen.

Dann feuerte auch er.

Damona bekam von ihrer Mutter einen Schlag gegen die Brust, dass sie zu Boden stürzte. Sie schlug hart mit dem Hinterkopf auf, verlor aber nicht das Bewusstsein, sondern befand sich in einem Schwebezustand zwischen Wachsein und Schlafen.

Sie hörte die Schüsse, und sie drangen wie aus weiter Ferne zu ihr.

Schreie drangen an ihre Ohren, dann vernahm sie die Stimme ihrer Mutter.

»Es ist so weit!«, gellte sie. »Der Tod ist gekommen. Damona, jetzt musst du dich entscheiden.«

Wieder wurde geschossen.

Warum verstummte dieses hässliche Rattern der Maschinenpistole nicht? Warum schoss auch die Pistole weiter?

Gequält verzog Damona King das Gesicht. Und dann fühlte sie plötzlich, wie es warm in ihrem Körper hochstieg, wie der Stein anfing zu pulsieren und seine Kraft auf sie übertrug.

Urplötzlich waren andere Eindrücke da. Ferne, wundervolle Musik. Und Stimmen.

Eine kannte sie besonders gut.

Sie gehörte ihrer Mutter.

»Ich nehme jetzt Abschied, Damona«, hörte sie. »Ich verabschiede mich von dir und von der Welt der Lebenden. Mein Zukunftstraum ist in Erfüllung gegangen, ich gehe ein in das Reich der Geister. Denk immer daran, was ich dich gelehrt habe, du wirst es brauchen. Ich küsse dich, meine Tochter.«

»Ma?«, fragte Damona.

Aber da war nichts mehr. Niemand gab dem jungen Mädchen Antwort. Die Stimme ihrer Mutter hatte sie nur im Geist gehört. Damona King bekam keinen Kontakt. Sie war allein.

Jetzt erst wurde ihr richtig bewusst, dass sie auf dem Fußboden lag. Und schon im nächsten Augenblick spürte sie die Hand auf ihrer Schulter.

Damona öffnete die Augen.

Sie schaute in ein lächelndes Gesicht. Das Lächeln konnte jedoch den Ernst der Blicke nicht wegwischen.

Mike Hunter schaute sie an. »Ich helfe Ihnen hoch«, sagte er. Seine

Stimme klang fürsorglich.
»Was ist passiert?«, flüsterte Damona. »Ich war plötzlich weg, bekam nichts mehr mit.«
Mike Hunter gab keine Antwort. Stattdessen räusperte er sich die Kehle frei.
Am Schreibtisch stützte Damona sich ab. Sie ließ ihre Blicke durch den Raum schweifen, und plötzlich weiteten sich ihre Augen.
Gleichzeitig schnürte ihr das kalte Entsetzen die Kehle zu.
In einer Ecke lag der Einäugige auf dem Boden. Er rührte sich nicht mehr. Die Holzwand war von Kugeln zerfetzt. Fast neben dem Einäugigen lag James F. King.
Auch er war tot.
»Dad!«, schluchzte Damona auf. Sie wollte auf ihren toten Vater zurennen, doch da sah sie ihre Mutter.
Verkrümmt lag Vanessa King neben dem Tisch. Noch im Tod presste sie ihre Hände gegen den Leib, wo sie die Kugeln des Mörders getroffen hatten. Doch ihr Gesicht zeigte keinen Schmerz. Ein fast glückliches, erlöstes Lächeln lag auf ihren Lippen. Sie hatte gewusst, dass sie gemeinsam mit ihrem geliebten Mann sterben würde, und so war der Tod beinahe eine Erlösung aus dieser quälenden Ungewissheit.
Damonas Augen füllten sich mit Tränen. Sie wankte. Dann lief sie vor, fiel neben ihrer Mutter auf die Knie und bedeckte das leichenblasse Gesicht mit Küssen.
Mike Hunter überließ sie ihrem Schmerz. Er konnte nachfühlen, was jetzt in dem Mädchen vor sich ging. Sie hatte innerhalb einer Minute beide Eltern verloren. So nervenstark konnte man gar nicht sein, um das zu verkraften.
Der junge Detektiv zog ein sauberes Taschentuch hervor und presste es auf seine Wunde am Oberarm. Dort hatte eine Kugel eine tiefe Furche gerissen. One-Eye-Jackson hatte um sich geschossen wie ein Berserker. Und durch seine Rückendeckung war es Brodkin und Jacques Ruminski gelungen zu entkommen.
Bestimmt würden sie dafür sorgen, dass keiner lebend aus dem Schloss herauskam. Nur sie selbst.
Außerdem war dieser Brodkin ein verdammt harter Brocken. Er hatte den Schlag hingenommen, ohne bewusstlos zu werden. Er war nur für ein paar Sekunden weggetreten.
Noch immer kniete Damona neben ihrer toten Mutter. Das Mädchen hatte jetzt aufgehört zu weinen, hielt nur noch die Hand der Toten. Damona schaute in das leichenblasse Gesicht, als wollte sie sich den Anblick noch einmal genau einprägen.
Sie hatte ihre Eltern geliebt wie nichts auf der Welt. Und dann waren diese dreckigen Gangster aufgetaucht und hatten einfach um sich

geschossen. Damona erlebte zum ersten Mal, wie mächtig das Böse auf dieser Welt war. Während sie die Hände der Mutter auf der Brust zusammenlegte, kamen ihr die Worte in den Sinn, die Vanessa noch vor einer halben Stunde gesprochen hatte.

Damona war die Erbin.

»Ja«, flüsterte sie. »Ich werde den Kampf gegen die anderen aufnehmen, das schwöre ich dir, Ma. Jetzt erst recht.« Sie drückte ihrer Mutter die Augen zu und warf noch einen letzten abschiednehmenden Blick auf das schöne Antlitz.

Dann stand sie auf.

Mike Hunter schaute sie an. Er versuchte ein verlegenes Lächeln.

Es misslang. »Sie haben mich vorhin missverstanden, als ich den Bestechungsversuch unternahm. Ich sah es Ihren Blicken an…«

Damona winkte ab. »Vergessen Sie es«, sagte sie. »Ich stehe sowieso schon tief in Ihrer Schuld.«

»Nein, das dürfen Sie nicht sagen. Ich…« Mike fehlten einfach die Worte. Das war ihm noch nie passiert. Normalerweise hatte er bei den Girls keine Schwierigkeiten. In Freundeskreisen galt Mike Hunter als heißer Aufreißer. Doch bei Damona King versagte seine sonst angeborene Sicherheit im Umgang mit weiblichen Wesen. Bei ihr wurde er sogar verlegen.

Damona schritt an ihm vorbei und kniete neben ihrem Vater nieder. Auch ihm drückte sie die Augen zu. Dann faltete Damona ihre Hände und sprach ein letztes Gebet. So wie man es ihr von Kindheit an beigebracht hatte. Wenn sie jetzt darüber nachdachte, war es wirklich klar, dass sich ihre Mutter von ihrem früheren Leben distanziert hatte.

Ihre Eltern hatten eine sehr gute Ehe geführt. Sie hatten alles gemeinsam gemacht und waren auch gemeinsam gestorben.

Damona dachte aber auch in dieser Stunde an die Probleme, die noch auf sie zukamen. Sie war nun allein, musste die Geschäfte ihres Vaters fortführen, das Schloss verwalten – und… und … und …

Probleme über Probleme. Doch im Moment war es wichtig, lebend aus dem Schloss zu kommen.

Mike Hunter war neben sie getreten. »Wir müssen uns etwas einfallen lassen«, sagte er. »Die beiden anderen lauern auf uns. Sie wollen keine Zeugen haben. Sie verstehen, was ich meine.«

Damona King nickte. »Und was sollen wir tun?«

Mike Hunter zeigte auf das Telefon. »Wir müssen die Polizei anrufen«, sagte er.

»Ja, tun Sie das.«

Mike nahm den Hörer und wollte die Nummer der Polizei wählen, als er stutzte.

Kein Freizeichen drang aus der Leitung. Sie war tot.

Damona wurde aufmerksam, als sie in Mikes Gesicht sah. »Ist

etwas?«
»Ja. Die Hundesöhne haben die Leitung gekappt.«
Damona atmete tief ein. »Das heißt, wir sitzen in der Falle.«
Mike ließ den Hörer auf die Gabel fallen. »So ungefähr«, erwiderte er.
»Und was machen wir jetzt?«, flüsterte Damona. »Aus dem Zimmer können wir sicher nicht. Die werden draußen lauern.«
Mike stimmte ihr zu.
»Dann sitzen wir in der Falle«, sagte Damona. »Wir sind sozusagen eine kleine, verschworene Doppelgemeinschaft. Und dabei weiß ich noch nicht einmal Ihren Namen.«
»Entschuldigen Sie. Ich heiße Mike. Mike Hunter.«
»Und weshalb sind Sie hinter Brodkin her, Mike?«
Er erzählte es ihr.
»Demnach ist Brodkin ein Gangster geworden«, stellte Damona King fest.
»So kann man es bezeichnen.«
Plötzlich wurden Damonas Augen groß. »Mein Gott«, flüsterte sie, »an ihn habe ich gar nicht gedacht.«
»An wen?«
»Ich meine Henry, unseren Butler. Wenn die Kerle merken, dass er sich auch im Schloss befindet…«
»Moment mal.« Mike Hunter unterbrach das Girl. »Ich habe einen Verletzten gefunden.« Er beschrieb den Mann, und Damona nickte.
Mike berichtete ihr jetzt Details, und Damona meinte: »Hoffentlich entdecken sie ihn nicht. Drei Tote sind schon zu viel.«
»Vielleicht werden es noch mehr«, sagte Mike. »Wir haben es hier mit einer Eskalation der Gewalt zu tun. Mit Worten können wir nicht mehr überzeugen.« Er begann damit, seinen Cobra-Colt nachzuladen und schob sechs Patronen in die Kammern der Trommel.
»Die letzten Kugeln«, sagte er und hielt die Waffe hoch.
»Ich hoffe, dass Sie kein einziges Mal zu schießen brauchen, Mike.«
»Das hoffe ich auch.«
Die beiden jungen Menschen schauten sich an. Und sie merkten gleichzeitig, dass sich ein unsichtbares Band zwischen ihnen bildete und sie zusammenhielt. Mike spürte, dass auch er Damona nicht gleichgültig war. Er schluckte und räusperte sich die Kehle frei. Die Worte, die er ihr sagen wollte, kosteten ihn wirklich Überwindung.
»Ich weiß, Damona, dass Sie nun allein auf der Welt sind. Aber wenn Sie irgendwelche Schwierigkeiten haben, dann wenden Sie sich bitte an mich. Ich bin immer für Sie da. Ich hänge auch nicht so an meinem Job, als dass ich ihn nicht aufgeben könnte. Sie… Sie wissen, was ich meine?«
»Ja, Mike«, erwiderte Damona. »Ich weiß es. Und ich glaube, ich

werde Ihre Hilfe in Anspruch nehmen.«

Mike fiel ein Stein vom Herzen, und in seinen Augen leuchtete es auf. Er lächelte.

Doch dieses Lächeln gefror, als er zufällig einen Blick zur Tür warf. Lautlos wurde sie aufgedrückt. Eine Hand tauchte auf, die ein olivfarbenes rundes Ei hielt und dann schwungvoll ins Zimmer warf.

Das Ei war eine Handgranate!

***

»Deckung!«, schrie Mike Hunter, packte die völlig überraschte Damona King an der Hüfte und riss sie zu Boden. Er klammerte sie fest an sich und deckte sie mit seinem Körper.

Da explodierte das Ei.

Damona hatte das Gefühl, die Welt ginge unter. Urplötzlich befand sie sich inmitten einer Hölle. Es krachte und barst, Scheiben gingen zu Bruch, Splitter zischten raketenartig durch den Raum.

Das Feuer im Kamin wurde ausgeblasen. Der Tisch kippte um, und Stühle fielen zur Seite.

Nur der Spiegel hielt. Er hing weiter an der Wand, direkt über dem zerfetzten Boden.

Mike Hunter und Damona King hatten Glück. Nur ein Stuhl war auf Mikes Rücken gefallen, sonst war ihnen nichts passiert.

Langsam senkte sich der aufgewirbelte Staub. Mike wurde klar, dass sie hier nicht liegen bleiben konnten. Blitzschnell fanden er und Damona hinter dem umgekippten Tisch Deckung.

Die schwere Platte hatte zahlreiche Splitter aufgefangen.

Und dann sah Mike den Killer. Es war Jacques Ruminski. Mit schussbereiter Waffe betrat er den Raum.

Mike Hunter peilte hinter dem Tisch hervor. Er legte den Lauf des Cobra-Colts auf die Kante.

»Lass fallen, Mann!«, zischte er.

Ruminski reagierte unheimlich schnell. Er fiel in die Knie und schoss noch in der Bewegung.

Die Luger spie das mörderische Blei, doch es klatschte nur in die Tischplatte und blieb dort stecken.

Mike schoss zurück.

Zweimal bellte sein Cobra-Colt auf. Ruminski, der längst am Boden lag, zuckte zusammen und hielt sich sein Bein.

Dann bekam er von Brodkin Feuerschutz, und Mike musste wieder den Kopf einziehen.

Als die Schüsse verstummten und Mike um die Kante peilte, war von den beiden Verbrechern nichts mehr zu sehen. Nur die schwere Tür stand noch einen Spalt offen. Auch sie hatte die Explosion überlebt.

Sicherheitshalber blieben Damona King und Mike Hunter in ihrer

Deckung hocken.

»Noch vier Kugeln«, sagte Mike gepresst. »Beim nächsten Mal werden sie vorsichtiger sein.«

»Du meinst, wir müssen hier sitzen bleiben«, sagte Damona. Die Stunde der Gefahr hatte sie zu Verbündeten gemacht, und das »du« kam Damona glatt über die Lippen.

Normalerweise hätte sich Mike wahnsinnig darüber gefreut, doch jetzt entlockte ihm die Änderung der Anrede nur ein knappes Lächeln.

»Aber irgendwie müssen wir hier raus«, sagte Damona.

Mike zeigte auf ein Fenster. Der Explosionsdruck hatte die Scheiben aus dem Rahmen gefegt. »Das ist die einzige Chance.«

Damonas Augen wurden groß. »Aber es ist zu gefährlich.«

Mike schüttelte den Kopf, erhob sich aus seiner Deckung und schlich auf das Fenster zu. Der Sturm hatte nachgelassen, dafür nässte Regen seine inzwischen getrockneten Haare, als Mike seinen Kopf aus dem Fenster beugte.

Finster lag der Innenhof vor ihm. In den Ecken und Winkeln ballte sich die Dunkelheit. Mike riskierte es und knipste seine kleine Lampe an. Er ließ den Strahl an der Hauswand hinuntergleiten, sah einen schmalen, steinernen Sims und nickte zufrieden.

Das musste reichen.

Er wandte sich um. »Ich wage es«, sagte er zu Damona. »Da läuft ein Sims an der Wand entlang. Es sieht sogar ziemlich stabil aus, und ich glaube, dass es mein Gewicht hält!«

Damona schüttelte heftig den Kopf. »Es ist zu gefährlich. Etwas weiter nach rechts ist das Sims abgebrochen.«

Mike Hunter lächelte optimistisch. »Irgendwie werde ich es schon schaffen.«

Damona blieb dicht vor ihm stehen. Beide Hände legte sie auf seine Schultern. »Ich habe Angst um dich«, flüsterte sie. »Wenn dir etwas geschieht, dann…«

»Was ist dann?«, fragte Mike. Sein Herz klopfte auf einmal schneller. Er begriff, dass Damona für ihn etwas empfand, und für einen winzigen Moment wurde ihm schwindlig. Dann riss er sich zusammen und sagte: »Ich muss jetzt gehen. Drück mir die Daumen.«

Damona nickte.

Doch Mike zögerte noch. »Sollten die verdammten Verbrecher vorher wieder kommen und dich allein antreffen, dann nimm die Maschinenpistole des toten Gangsters. Hast du schon einmal mit solch einer Waffe geschossen?«

»Nein, ich habe noch nie geschossen.«

»Es ist ganz einfach. Die MPi kann sogar ein Baby bedienen. Du brauchst nur den Stecher durchzuziehen und gut festzuhalten.«

»Ich werde es mir merken.«

Mike hauchte ihr einen Kuss auf die Wange und kletterte aus dem Fenster.

Kalt klatschte ihm der Regen ins Gesicht. Er war sogar etwas mit Schnee vermischt und stach beißend auf der Haut. Die Außenwand war nass und glitschig. Moos wuchs aus zahlreichen Spalten und Rissen. Die Flechten hatten sich ausgebreitet, bedeckten auch den schmalen Sims, und Mike musste sich vorsehen, damit er nicht ausglitt. Wenn er fiel, waren ein Paar gebrochene Beine das Mindeste, was er sich zuziehen konnte.

Das linke Bein schob Mike Hunter zuerst vor. Als sein Ballen auf dem Sims Halt gefunden hatte, zog er auch das andere Bein nach.

Jetzt stand er endgültig draußen.

Eng presste sich Mike an die Wand, blieb erst einmal stehen, holte tief Luft und bewegte sich dann nach rechts.

Zoll für Zoll rutschte er weiter. Er hatte sich ein wenig gedreht und die linke Hand ausgestreckt. Der Regen peitschte von der Seite, und der Wind zerrte an seiner Kleidung.

Allmählich blieb das helle Rechteck des Fensters hinter ihm zurück. Wie eine übergroße Spinne klebte Mike Hunter an der Hauswand. In winzigen Schritten ging er voran.

Einmal bröckelten unter Mikes Gewicht winzige Steinsplitter ab.

Dem jungen Detektiv blieb vor Schreck fast das Herz stehen. Er schloss für einen Moment die Augen, zog den linken Fuß zurück, und als nichts geschah, setzte er ihn wieder vor.

Er ging weiter. Der Weg bis zum nächsten heilen Fenster kam ihm unendlich lang vor. Mike wusste genau, dass er sich auf ein Himmelfahrtskommando eingelassen hatte. Es war die schwerste Aufgabe in seinem bisherigen Leben. Um wieder ins Innere des Schlosses zu gelangen, musste er ein Fenster einschlagen. Die beiden Gangster würden den Krach hören, und dann kam es darauf an, wer schneller war.

Mike hoffte, dass er es sein würde.

Dann fanden seine tastenden Finger der linken Hand bereits die Ecke der Fensterumrandung. Ein mittelschwerer Stein fiel Mike Hunter vom Herzen.

Vorsichtig schob er seinen rechten Fuß nach, beugte sich dann behutsam vor und erfasste die etwas höher gelegene Fensterbank. Er versuchte einen Blick durch die Scheibe zu erhaschen, doch der Regen hatte einen undurchsichtigen Film gebildet.

Mike konnte nicht erkennen, wie es hinter der Scheibe aussah.

Langsam hob er den rechten Arm, winkelte den Ellbogen an und wollte mit einem Schlag die Scheibe zertrümmern.

Zwei Dinge geschahen gleichzeitig.

Plötzlich tauchte vor der Scheibe Brodkins hassverzerrtes Gesicht auf,

eine Hand griff nach dem Fensterriegel, und im nächsten Moment wurde das Fenster aufgerissen.

Sofort schoss die Hand vor, verkrallte sich in Mikes Jackenstoff, ein Ruck, und der Detektiv flog in das Innere des Schlosses.

Hart prallte er zu Boden.

Er wollte wieder aufspringen, doch ein Fuß nagelte ihn am Boden fest. Dann spürte er etwas Kaltes im Nacken.

Eine Waffenmündung.

»Sei ganz ruhig, mein Junge«, vernahm er die raue flüsternde Stimme des Rumänen. »Wir haben auf dich gewartet, denn nun beginnt unser Spiel.«

Hart wurde Mike auf den Rücken gedreht.

Brodkin stand breitbeinig vor ihm. Die Mündung eines 38er Smith & Wesson-Revolvers glotzte Mike Hunter an.

»Steh auf!«, befahl Brodkin.

Mike gehorchte. Seine Knie fühlten sich an, als wären sie mit Pudding gefüllt. Vom Magen her stieg ein dicker Kloß immer höher.

Mike dachte nicht nur an sich, sondern in erster Linie an Damona King. Er hatte hoch gespielt und verloren. Nun waren sie beide dran.

Er war in einem Gang gelandet. Aus einer Nische trat jetzt Jacques Ruminski hervor. Im Licht einer Wandlampe erkannte Mike das hassverzerrte Gesicht des Killers. Von ihm hatte er keinen Funken Gnade zu erwarten. Ruminski humpelte. Er hatte sich ein Tuch um die Wunde gebunden, die Mikes Kugel hinterlassen hatte. Auch Ruminski hielt eine Waffe in der Hand.

Mike sah es dem Mann an, dass er ihn am liebsten erschossen hätte.

»Nimm ihm die Kanone weg, Jacques!«, befahl der Rumäne.

Ruminski machte es wie ein Profi. Von hinten tastete er sich an die Halfter heran und zog den Cobra-Colt hervor. Er verstaute ihn in seinem Gürtel.

»Dann wären ja alle Klarheiten beseitigt«, sagte Brodkin grinsend.

»Wollen Sie mich umlegen?«, fragte Mike.

»Das auch«, gab der Rumäne zu. »Aber erst haben wir mit dir noch etwas vor, mein Freund. Und glaube mir, den Spaß, den werden nur wir dabei haben…«

***

Die Wartezeit wurde für Damona King zu einer Qual. Und die Gewissheit, mit drei Toten allein zu sein, erfüllte sie mit Grauen. In einem der Schränke fand sie mehrere Tischdecken. Die breitete sie über die Leichen.

Scheu schaute Damona auf die am Boden liegende Maschinenpistole. Sie bückte sich, fasste das kalte Metall an und zuckte erschrocken zurück.

Nein, dieses Mordwerkzeug ekelte sie an.

Noch nie in ihrem Leben hatte sich Damona so elend, so einsam und verlassen gefühlt. Sie schwankte aber auch zwischen Hoffen und Bangen. Einerseits war Mike Hunter ein Teufelskerl, andererseits wiederum waren die Verbrecher so gefährlich, dass Mike mit seiner Fairness kaum eine Chance haben würde.

Wenn nur ihre Eltern da gewesen wären.

Aber sie waren tot.

Gestorben im Kugelhagel einer verdammten Verbrecherbrut.

Die letzten Ereignisse waren nicht spurlos an dem hübschen jungen Mädchen vorübergegangen. Sie spiegelten sich in Damonas Gesicht wider. Unter ihren Augen lagen tiefe Ringe, die samtene Haut an den Wangen zuckte, die Mundwinkel bebten. Damona hatte mehr erlebt, als die meisten Menschen ertragen konnten.

Aber sie war nicht daran zerbrochen. Irgendwie musste es eine Kraft geben, die sie aufrecht hielt, die ihr noch den Schwung gab, nicht aufzugeben.

Damona dachte an den Stein, den ihre Mutter ihr geschenkt hatte.

Nur er konnte der Kraftspender sein. Für sie war er so etwas wie ein Katalysator, der die Verbindung zwischen ihr und dem Geist ihrer toten Mutter hielt.

»Ich bin ein Kind der Hexe«, murmelte sie. Ihre Gedanken schweiften weg, weit weg, flogen durch Raum und Zeit und suchten Kontakt mit ihrer Mutter.

Immer wieder rief sie, doch irgendetwas hinderte sie daran, mit ihrer Mutter in Kontakt zu treten. Wie eine schwarze Wand legte sich das Hindernis über ihr Gehirn und lenkte die Gedanken in eine andere Richtung.

Damona King machte zum ersten Mal die Erfahrung, dass es gar nicht so einfach war, mit ihrer verstorbenen Mutter in Kontakt zu treten. Es ging nicht in jeder Situation, und Damona stellte fest, dass sie die meisten Entscheidungen doch allein treffen musste.

Plötzlich zuckte sie zusammen.

Sie hatte Stimmen gehört.

Brodkin sprach. »Wir kommen jetzt zu dir, kleine Damona!«, rief er von draußen. »Und rate mal, wen wir dir mitbringen?«

»Mein Gott, Mike!«, flüsterte sie.

Im nächsten Augenblick schwang die Tür des Raumes langsam auf…

***

Sie schleiften Mike Hunter über die Schwelle. Brodkin und sein Kumpan hielten ihn an den Oberarmen gepackt. Dann stießen sie ihn zu Boden. Mike konnte sich nicht mehr rechtzeitig fangen. Hart landete er. Er stöhnte.

Augenblicklich richtete Jacques Ruminski seine Waffe auf den am Boden liegenden Mann. »Wenn du dich nur einmal falsch bewegst, schieße ich dir eine Kugel durch den Schädel!«, drohte er.

Mike gab keine Antwort. Er konnte auch kaum sprechen. Mit Entsetzen sah Damona, dass sein Gesicht verquollen war. Die Gangster mussten ihn geschlagen haben.

Damona atmete schneller. Und ihr war klar, dass sie und Mike keine Gnade erwarten durften.

Brodkin ging auf Damona zu. Der Rumäne hatte seinen langen Mantel ausgezogen. Er trug jetzt einen dunkelgrauen Anzug und einen noch dunkleren Rollkragenpullover. In der Reverstasche steckte ein blutrotes Ziertuch.

Der Rumäne hielt eine Waffe in der rechten Hand. Die Mündung wies auf Damona King, und über den Lauf der Kanone hinweg schaute er das Mädchen an.

»Ihr wolltet schlauer sein als wir«, sagte er hämisch. »Aber da habt ihr euch geschnitten. Wenn jemand hier als Sieger vom Platz geht, dann bin ich es. Ich habe jahrelang für meine Rache gelebt und kannte nur ein Ziel: Vanessa King und ihre Familie zu vernichten. Zwei sind tot. Du bist die Dritte, noch lebende. Ich betone – noch. Denn auch dich wird meine Kugel treffen. Ein Jaroslaw Brodkin bleibt keinem etwas schuldig. Keinem!«

Er schrie die letzten Worte heraus und sprühte Damona dabei seinen Speichel ins Gesicht. Und das Mädchen war hilflos. Nie hatte Damona dies so stark gespürt wie in diesen Augenblicken. Der Mann, der trotz seiner Verwundung eine übermenschliche Leistung vollbracht hatte, um sie zu retten, lag am Boden. Er selbst war in die Hände der Killer gefallen und würde mit Damona in den Tod gehen.

Damona bekam es mit der Angst zu tun. Plötzlich spürte sie, was es heißt, Todesangst zu haben. Rasend begann ihr Herz zu hämmern. Auf ihren Handflächen und unter den Achselhöhlen bildete sich klebriger Schweiß. Das Atmen fiel ihr schwer. Salzig brannte der Schweiß in ihren Augen. Die Gestalt des Rumänen verschwamm. Damona musste sich zusammenreißen, um auf den Beinen zu bleiben.

Brodkin merkte, was mit ihr los war und lachte.

Verzweifelt schüttelte Damona den Kopf. »Haben Sie denn kein Mitleid?«, schluchzte sie. »Sind Sie wirklich so abgebrüht, dass…«

»Ich habe dir doch gesagt, dass ich keinem etwas schuldig bleibe. Und ich habe mir geschworen, die King-Brut auszurotten.«

Jetzt meldete sich Mike Hunter. Mit seinen verquollenen Lippen konnte er kaum sprechen.

»Sie – sie hat euch doch nichts getan, mein Gott. Warum wollt ihr sie töten? Killt mich, aber lasst sie leben. Sie ist doch noch so jung.«

Brodkin kicherte böse. »Sieh an, sieh an, der Kavalier«, grinste er.

»Keine Angst, mein Freund, du kommst auch dran, und den komischen Butler heben wir uns bis zum Schluss auf. Keine Zeugen, das ist die Devise.«

»Sie Verbrecher!«, keuchte Damona. »Sie mieser, hinterhältiger, schamloser Verbrecher.«

Brodkin schlug zu. Und diesmal malten sich seine Finger auf der Wange Damonas ab. »Das war ich dir noch schuldig!«, zischte er.

Damona wankte zurück. Ihre Wange brannte wie Feuer. Tränen schossen aus ihren Augen, und sie war nahe daran aufzugeben.

Doch plötzlich geschah etwas Seltsames.

Die Kraft des Steines begann zu wirken.

Ein Gefühl der Ruhe durchströmte Damona. Wie weggeblasen waren die Schmerzen und auch die Angst.

Damona war plötzlich kalt bis in die Zehenspitzen.

Brodkin verengte die Augen zu Sicheln. »Was ist?«, knurrte er, »was hast du?« Auch ihm war die Veränderung nicht entgangen.

»Nichts«, erwiderte Damona, »ich habe nichts.«

Misstrauen spiegelte sich auf Brodkins Zügen wider. »Da stimmt doch was nicht.«

Damona gab keine Antwort. Sie konzentrierte sich auf die Kräfte des Steins und auf das warme Rieseln, das ihren Körper durchströmte. Plötzlich hörte sie eine Stimme in ihren Gedanken.

Die Stimme ihrer Mutter.

»Bleib ganz ruhig, mein Kind. Dir kann nichts geschehen, wenn du das tust, was ich dir sage.«

Ja, Ma!, antwortete Damona in Gedanken.

Brodkin wurde immer nervöser. »Du hast doch was!«, schrie er.

»Verdammt, rede!«

Jetzt wurde auch Ruminski aufmerksam. Er warf seinem Chef seltsame Blicke zu. Verständnislosigkeit malte sich auf seinem Gesicht ab.

»Lass dich nicht beirren, Kind«, vernahm Damona wieder die Stimme der Mutter. »Bleib ganz ruhig und konzentriere dich auf das, was ich dir sage. Denn jetzt wirst du erleben, welche Kräfte noch in dir stecken. Gib Acht.«

Damona und Brodkin starrten sich an.

»Okay«, keuchte der Rumäne. »Du gibst keine Antwort. Dann will ich sie dir geben. Aber in Blei!«

»Mister«, flüsterte Damona, »ich…«

Brodkin ließ den Lauf ein wenig sinken. »Na bitte«, sagte er.

Da war wieder die Stimme. »Konzentriere dich auf den Schürhaken am Kamin. Nur auf ihn, Damona. Mach es – jetzt. Du schaffst es. Denk daran, er soll dir gehorchen!«

Damona King tat, wie ihr geheißen wurde. Ihr Blick wanderte an

dem Rumänen vorbei und saugte sich an dem schweren eisernen Schürhaken fest.

Da geschah das Unvorstellbare!

Der schwere Schürhaken löste sich aus der Halterung, schwebte leicht wie eine Feder durch die Luft, drehte sich noch einmal, kam aus dem toten Winkel heraus und nahm Kurs auf Brodkin.

Jacques Ruminski sah ihn zuerst. Weit riss er die Augen auf. Vor Schreck und Staunen blieb ihm der Mund offen stehen.

»Chef!«, keuchte er. »Chef…«

Mike Hunter war vergessen.

Und der nutzte die Chance. Blitzschnell packte er den rechten Fußknöchel des Gangsters und riss daran.

Ruminski knallte zu Boden. In einer Reflexbewegung drückte er ab, doch die Kugel raste in die holzgetäfelte Decke, wo sie einige fingerlange Splitter herausriss.

Dann stieß sich Ruminski den Hinterkopf. Vor seinen Augen blitzte es auf. Es wurde nicht bewusstlos, aber er war für einige Sekunden ausgeschaltet.

Und die Zeit reichte Mike Hunter. Er warf sich vor, packte die Waffenhand des Killers und nagelte das Gelenk auf dem Boden fest.

Die Luger rutschte Ruminski aus der Hand. Mike fing sie ab, setzte sich auf und wollte auf den Rumänen anlegen, doch die folgenden Ereignisse nahmen ihn so in Beschlag, dass er alles vergaß.

Mike Hunter starrte auf den eisernen Schürhaken, der wie von unsichtbaren Händen gehalten durch die Luft schwebte und dabei auf den Kopf des Rumänen zielte.

Für den Bruchteil einer Sekunde irrte Mikes Blick an Brodkin vorbei und traf Damona King.

Das Mädchen stand wie ein Denkmal.

Sie starrte nur in die Richtung des Schürhakens, und plötzlich wurde Mike klar, was dies zu bedeuten hatte. Er glaubte, das Rätsel gelöst zu haben.

Telekinese!

Damona King besaß die geistige Kraft, um allein mit dem reinen Willen Gegenstände zu bewegen Unglaublich…

Und die toten Dinge gehorchten ihr wie ein gelehriger Hund. Sie spielte plötzlich mit ihrem Todfeind Katz und Maus.

Blitzschnell stieß der eiserne Schürhaken auf den Rumänen nieder.

Doch Brodkin hatte seine Erstarrung überwunden. Er tauchte unter dem Schlag weg, versuchte mit der freien Hand den Schürhaken zu packen, schaffte es auch, doch eine ungeheuere Gewalt riss ihm das Stück Eisen wieder aus den Fingern.

Von der eigenen Wucht getrieben, stolperte der Rumäne nach vorn.

Da sauste ihm ein Stuhl entgegen. Ebenfalls nur durch Damonas

telekinetische Kräfte bewegt, prallte er gegen die Beine des Mannes und brachte Brodkin zu Fall.

Schwer schlug er auf.

Sofort warf er sich auf den Rücken, schrie seinen Hass und seine Wut heraus und legte auf Damona an.

Mike wollte schießen, doch da fegte die Eisenstange vehement von oben nach unten.

Sie krachte gegen das rechte Handgelenk des Rumänen. Die Waffe rutschte dem Mann aus den Fingern, er selbst fiel zurück.

Grauen und Angst verzerrten sein Gesicht. Aus weit aufgerissenen Augen starrte er den Schürhaken an. Weit hatte Brodkin die Arme von sich gestreckt, doch er konnte seinem Schicksal nicht entgehen.

Das Eisen traf seinen Schädel.

Brodkin seufzte noch einmal und streckte sich aus. Reglos blieb er auf dem Boden liegen. Von ihm drohte keine Gefahr mehr.

»Mein Gott«, sagte Mike Hunter nur. »Dass es so etwas gibt.« Verständnislos schüttelte er den Kopf.

Damona King aber stand noch immer auf dem Fleck. Sie lauschte der Stimme in ihrem Hirn.

»Gut gemacht, Tochter. Du hast deine erste Feuerprobe bestanden. Merkst du nun, welches Erbe ich dir noch überlassen habe? Du beherrschst die Gabe der Telekinese, aber du wirst in Zukunft auch noch deine anderen Fähigkeiten kennen lernen und richtig einzusetzen wissen. Zum Beispiel die Teleportation, das Gedankenlesen, oder auch die Hellseherei. Aber alles braucht seine Zeit. Und Zeit hast du jetzt genug, um dich auf deine Gegner einzustellen. Und noch etwas möchte ich dir sagen. Bleib bei diesem jungen Mann. Er ist ein guter Mensch, und er liebt dich. Er wird für dich das tun, was auch dein Vater für mich getan hat. Leb wohl, meine Tochter. Irgendwann werde ich mich wieder melden.«

Die Stimme verstummte.

»Ma?« Damona sprach das Wort aus, doch eine Antwort bekam sie nicht. Der Geist ihrer Mutter hatte sich in die Unendlichkeit der Dimensionen zurückgezogen.

Verwirrt starrte Damona zu Boden. Dann kam Mike Hunter auf sie zu. Trotz seines verschwollenen Gesichts lächelte er.

Dann warf sich Damona King in seine Arme. »O Mike«, rief sie. »O Mike, wir haben es geschafft. Es ist vorbei.«

»Ja, es ist vorbei«, wiederholte Mike Hunter Damonas Worte und strich ihr zärtlich über das lange schwarze Haar.

***

Lange konnten die jungen Menschen nicht beieinander stehen. Jacques Ruminski war noch längst nicht ausgeschaltet. Der Hass und

der Wille, doch noch zu siegen, trieben ihn hoch.

Damona sah ihn, als sie über Mikes Schulter blickte.

»Vorsicht!«

Mike stieß das Mädchen von sich und wirbelte herum. Noch wankend stand der Killer vor ihm. Er hatte die Hand zur Faust geballt und riss den Arm von oben nach unten.

Mike Hunter wich aus. Von der Seite her legte er alles in einen einzigen Schlag. Ruminski bekam ihn genau auf den Punkt. Er wurde fast aus den Schuhen gehoben, verdrehte die Augen und legte sich lang. Damit war er erst einmal aus dem Rennen.

Mike Hunter rieb sich die Knöchel. »Das wär's«, sagte er, zuckte aber gleich darauf zusammen, denn seine Verletzung bereitete ihm Schwierigkeiten.

»Mein Gott, du blutest ja«, rief Damona.

Mike winkte ab. »Nicht weiter schlimm.«

Doch Damona bestand darauf, ihm einen Verband anzulegen. Sie machte dies sehr geschickt, Mike war zufrieden. Er versuchte dann die Telefonleitung zusammenzuflicken, schaffte es auch und rief die Polizei an.

Den Rest der Nacht und auch den gesamten nächsten Tag über blieben die Beamten im Haus. Damona und auch Mike sprachen von einem Überfall, für den sie sich kein Motiv vorstellen konnten.

Wahrscheinlich ein Raubzug. Das nahmen ihnen auch die Polizisten ab. Schließlich gab es in diesem Schloss genug zu stehlen, was sehr wertvoll war.

Damona bestellte bereits die Handwerker, die den arg in Mitleidenschaft gezogenen Raum ausbessern sollten. Der Butler Henry war ins nächste Krankenhaus gebracht worden. Seine Verletzung hatte sich als nicht lebensgefährlich herausgestellt.

Es war gegen Abend, als die Mordkommission endlich verschwand. Damona King und Mike Hunter saßen anschließend noch in der großen Wohnhalle beisammen.

Das Mädchen trug ein schwarzes Kleid. Sie hatte sich die Wangen etwas gepudert. Doch auch die Mittel der Kosmetik konnten die Blässe in ihrem Gesicht nicht völlig übertünchen. Man merkte ihr an, was sie hinter sich hatte.

Und gerade darüber wollten die beiden jungen Menschen noch einmal sprechen.

Damona hatte Vertrauen zu dem braunhaarigen Detektiv mit den sympathischen Augen gefasst, und dass sie ihm auch nicht gleichgültig war, hatte sie ebenfalls längst bemerkt.

Sie hatte ihm alles erzählt und sagte zum Schluss: »Du weißt also jetzt, was mit mir los ist und welche Aufgaben und Gefahren die Zukunft für mich bringt.«

»Ja.« Mike nickte. Dann lächelte er und sagte: »Begreifen kann ich es immer noch nicht. Du beherrscht die Telekinese, und, wie du sagst, auch die Teleportation und die Hellseherei oder was weiß ich nicht alles. Dann sag mir doch einmal, was ich in diesem Augenblick denke.«

Prüfend schaute Damona ihn an. Plötzlich lächelte sie und meinte leise: »Du denkst, ich liebe dich!«

Erstaunt weiteten sich Mikes Augen. »Richtig, Mädchen, das habe ich in der Tat gedacht.«

»Es war aber keine Hellseherei«, belehrte ihn Damona.

»Sondern?«

»Ich habe einfach geraten. Außerdem war es nicht schwer, man braucht dich nur anzuschauen.«

Er lächelte. »Raffiniert.« Dann wurde Mikes Gesicht ernst. »Aber du hast Recht, Damona, ich glaube, also ich meine, ich liebe dich wirklich.«

Sie fasste nach seiner Hand. »Es ist gut, das zu wissen«, erwiderte sie leise, »aber wir brauchen beide etwas Zeit. Es ging alles zu überstürzt in den letzten Stunden und Tagen. Ich habe alles verloren und alles gewonnen. Ich muss erst einmal sortieren und abwägen.«

»Das ist klar, Damona.«

Dann kam Mike Hunter noch einmal auf Damonas Fähigkeiten zu sprechen. »Wenn ich dich recht verstanden habe, so kannst du deine Fähigkeiten nicht steuern, das heißt, du kannst sie nicht einsetzen, wenn du es willst.«

»Richtig.«

Nachdenklich legte Mike einen Finger auf den schmalen Nasenrücken. »Aber ich habe selbst erlebt, dass du über dich selbst hinausgewachsen bist, allerdings geschah das in einer Stresssituation. Und deshalb meine ich…«

»… dass ich meine Fähigkeiten nur in Stresssituationen anwenden kann«, vollendete Damona.

»Ja. Vorerst jedenfalls. Vielleicht schaffts du es im Laufe der Zeit und durch ein besonderes Training, die Fähigkeiten öfter zu aktivieren, aber das muss man abwarten. Außerdem hast du bisher nur die Telekinese ausprobiert. Allerdings mit Erfolg. Ich bin gespannt, wie sich alles andere entwickelt.«

»Das heißt, du willst bei mir bleiben, Mike?«

»Ich hatte es zumindest vor.«

»O Mike, du bist großartig«, rief Damona. »Ich… ich dachte schon, völlig allein zu sein, jetzt, wo meine Eltern …«

»Ich helfe dir, wo ich kann.«

»Aber dein Job als Versicherungsdetektiv!«

Mike Hunter winkte ab. »Vergiss ihn. Ich war sowieso nur

Angestellter, und ich wechsele halt die Firma. Ich lass mich bei dir anstellen. Als Beschützer, Berater – und Liebhaber?«

»Alles drei genehmigt«, erwiderte Damona King.

»Na bitte, wer sagt's denn?«

Damona dämpfte Mikes Optimismus ein wenig. »Du weißt hoffentlich, auf was du dich einlässt, Mike. Bisher hast du nur gegen Gangster gekämpft, aber auf uns können Fälle zukommen, die mit dem menschlichen Verstand oft nicht zu begreifen sind. Wenn ich meiner verstorbenen Mutter glauben darf, so gibt es Kräfte und Mächte, von denen die meisten Menschen gar nichts wissen, oft nicht einmal etwas ahnen. Diese Mächte existieren im Verborgenen, aber wenn sie zuschlagen, sind sie gefährlicher als andere. Wir müssen unser Leben umstellen. Ich bin zum Beispiel dafür, dass wir das Schloss hier behalten und es als Operationsbasis benutzen. Vielleicht finden wir Gleichgesinnte, die irgendwann zu uns stoßen. Wer weiß? Außerdem habe ich das Geheimnis des Spiegels noch nicht gelüftet, es bleibt noch vieles im Verborgenen. Ich für meinen Teil bin fest entschlossen, das Erbe meiner Eltern weiterzuführen und mein Versprechen zu halten.«

»Auf mich kannst du dich verlassen«, erwiderte Mike Hunter ernst. »Ich lasse dich nicht im Stich.«

Sie gaben sich die Hand und schauten sich in die Augen. Und dieser lange Blick war mehr als ein Versprechen…

***

Drei Tage später fand die Beisetzung statt.

James F. King hatte schon zu Lebzeiten verfügt, dass er und seine Frau in der Familiengruft des Schlosses ihre letzte Ruhestätte haben sollten.

Zu der Trauerfeier wurde niemand eingeladen. Noch nicht einmal die engsten Mitarbeiter des Konzernherrn waren anwesend. Damit entsprach Damona dem Wunsch ihres Vaters.

Die Familiengruft befand sich im Kellergeschoss der Burg, das bis in den Berg hineinragte, auf dem die alte Festung stand.

Der Pfarrer aus dem nächsten Dorf, der für die Beisetzung herbeigerufen worden war, fand die Feier zwar recht sonderbar, machte jedoch keine Einwände.

Vor allem überraschte ihn die Sicherheit und Entschlossenheit, mit der Damona King ihre Anweisungen gab.

Die beiden Toten wurden in riesige Marmorsärge gebettet, die man auf einen Findling hob und dort fixierte.

Auf diese Weise blieb der Geist Vanessas ihrer Tochter erhalten, und sie konnte noch aus dem Jenseits die weißmagischen Kräfte aktivieren, die das Schloss und seine Bewohner bis zu einem gewissen

Grade vor den Einflüssen des Bösen schützten.

Nach der kurzen Trauerfeier bat Damona ihren neu gewonnenen Freund Mike Hunter, sie noch für einige Minuten allein zu lassen.

Und so kniete sie dann noch lange vor den Särgen, in denen ihre geliebten Eltern lagen, und hielt mit ihnen stumme Zwiesprache…

ENDE